

Nadia Furrer

Chlidörfli



Impressum

Inhalt, Gestaltung

Nadia Furrer

Titelbild

Kleindorf Zollikon, Oel auf Leinwand, signiert "Romano 64",
in Familienbesitz

Druck und Bindung

Renfer AG Buchbinderei, 8600 Dübendorf

© 2023 Nadia Furrer, Zollikon

Nadia Furrer

Chlidörfli

*Im Gedenken an
Eduard Neuenschwander*

Rose aus der Asche

1445 - 1446

Elsbeth schreckte aus dem Schlaf hoch. Sie rieb sich schlaftrunken die Augen und versuchte, die beiden Gestalten zu erkennen, die mitten in der Nacht die Mägde aus ihrem Schlaf rüttelten.

„Sie sind da! Die Eidgenossen!“

Das war Uelis Stimme, aber den anderen erkannte sie nicht.

Agnes, ebenfalls schon geweckt, blickte Elsbeth mit verstörten, weit aufgerissenen Augen an. Elsbeth nahm das Mädchen an der Hand und zog sie mit sich aus dem Lager.

„Warte!“, sagte Agnes und suchte das Brett oberhalb des Schlafplatzes mit ihren Augen ab.

Elsbeth zerrte an ihrem Arm.

„Lass alles liegen, wir müssen gehen! Komm!“

Agnes machte Anstalten sich zu wehren, aber als sie einsah, dass es vergebens war, weil Elsbeth kräftiger war, eilte sie mit ihr aus der Kammer. Insgeheim hoffte Elsbeth, das Ganze sei ein dummer Streich. Aber wo sie auch hinsah, erblickte sie nur ernste und fassungslose Gesichter. Sie hatten geahnt, dass die Eidgenossen es früher oder später auf

sie absehen könnten. Gestern noch hatten sie Rauchsäulen auf der anderen Seeseite gesehen.

Elsbeth wollte ins freie, um sehen zu können, was passierte. Wo waren die Eidgenossen?

Agnes und sie hatten jetzt die Treppe erreicht, die nach unten führte. Auf den Stufen staute sich das Gesinde, der Durchgang war zu schmal, als dass sie sich alle gleichzeitig hindurchdrängen konnten. Die Luft war stickig, heisse Körper drängten sich aneinander. Elsbeth sehnte sich nach frischer Luft. Ungeduldig schob Elsbeth das jüngere Mädchen vor sich her. Sie schaute sich nach Jakob um. Er musste doch hier sein? Er schlief in der Kammer neben der ihren. Jemand rempelte sie von hinten an, und Elsbeth musste sich auf Agnes' Schultern auffangen. Sie drehte sich so gut es ging und erblickte Hans. Vielleicht war Jakob schon draussen.

Die Tür war schon weit aufgestossen, als Elsbeth und Agnes sie endlich erreichten. Draussen vor dem Haus stand die familie Blüwler, abgesehen von Ueli, dem ältesten Sohn, der als Letzter die Treppe herunterkam. Auch die Müllersfamilie war bereits zu ihnen gestossen. Elsbeth suchte in der Menge nach Jakob, aber statt seines frechen Grinsens sah sie nur starre Mäuler, aufeinander gepresste Lippen und Gesichter, deren Mienenspiel ihr einen Schauer den Rücken hinunterlaufen liess. Jakob war nicht unter ihnen. Bestimmt hätte er sogar jetzt etwas zu sagen gewusst, das den Kloss in ihrem Hals etwas kleiner gemacht hätte. Der Griff um ihre

Hand wurde stärker, und als sie hinuntersah, erblickte sie Agnes' tränenerfüllte Augen. Die Wangen des Mädchens waren gerötet und Elsbeth nahm sie in den Arm. Ihr war auch zum Heulen zumute, aber sie musste klar denken. Wenigstens bis sie Jakob bei sich hatte, wenigstens bis sie in Sicherheit war. Sie umarmte das zierliche Mädchen fester und liess Agnes an ihrer Brust weinen. Sie war zwar nur einige Jahre älter als Agnes, aber seit des Mädchens Vater bei einem Forstunglück umgekommen war und seine Tochter als Waisenkind zurückgelassen hatte, hatte sich Elsbeth ihrer ein wenig angenommen.

Für einen Augenblick schloss Elsbeth ihre Augenlider, sie atmete tief ein und liess die frische Luft in ihre Lungen fließen. Sie fröstelte. Der erdige Boden unter ihren Füßen war kalt. Sie atmete wieder aus und öffnete gleichzeitig ihre Augen. Der Mond stand tief, oval wie ein bleiches Gesicht, das dem Treiben unter sich entgeistert zusah. Der Himmel war dunkelblau, nicht mehr pechschwarz. Es musste halb die Morgendämmerung anbrechen, dachte Elsbeth, als sie die verblässenden Sterne am Firmament betrachtete.

Näherkommende, hastige Schritte schreckten sie aus ihren Gedanken. Elsbeth drehte sich um und atmete vor Erleichterung aus, als sie Jakobs blonden Haarschopf erkannte. Er hatte die Alder und ihr Gesinde im Schlepptau. Die Alder in strich ihren beiden jüngsten Kindern beruhigend über den Kopf, ihnen liefen Tränen über die Wangen. Die Mienen ihres ältesten Bruders und ihrer Mutter waren ernst, wie versteinert beobachteten sie den Alder, der sich mit Ueli und

jenem Mann beredete, der mit Ueli das Gesinde der Blüwler geweckt hatte. Jetzt im Mondlicht sah sie, dass es einer der Kuhhirten aus dem Dorf war. Er wurde Küeni genannt, wie Elsbeth sich erinnerte. Jakob blickte kurz zu ihr auf, versuchte zu lächeln, aber wandte sich wieder von Elsbeth ab, als Ueli etwas zu ihm sagte. Kurz darauf verschwand er wieder.

Agnes Griff verstärkte sich.

„Worauf warten wir?“, fragte Agnes mit zittriger Stimme.

Elsbeth zuckte mit den Schultern. Sie versuchte näher zu Ueli zu gelangen, um ihn zu fragen, was sie tun sollten und wohin er Jakob geschickt hatte. Er sprach noch mit dem Kuhhirten, aber jetzt trat der alte Blüwler zu ihnen und fragte, was mit den Kühen passieren würde.

„Ich habe alles stehen und liegen lassen, als ich die Schwyzer gesehen habe. Die Kühe werden sich schon selbst vom Feuer fern halten können“, meinte Küeni. Die anderen nickten, sahen mit seiner Antwort aber nicht wirklich zufrieden aus. Sie wussten aber wohl selbst, dass es keine andere Lösung gab, als das Vieh seinem Schicksal zu überlassen.

Johanna, eine Magd der Blüwler, drängte sich durch die Menge zu dem alten Blüwler und bestand darauf, dass man sich doch bald verstecken solle. Heini Blüwler versuchte, sie zu beruhigen, währenddessen sie wild fuchtelnd auf ihn einredete.

Hinter Heini und Johanna tauchte Jakob wieder auf, hinter ihm die Toman, samt ihren fünf Kindern, der Grossmutter und dem Hund. Katharina, die älteste Tochter, lief neben ihrem Vater; schon die Bewegungen ihrer Hände zeigten, dass sie mit der widerstandslosen flucht nicht einverstanden war. Als die familie näher war, hörte Elsbeth sie sagen: „Wir müssen uns wehren! Wir können doch nicht einfach weglaufen! Sie brennen das ganze Dorf ab! Sie nehmen uns unser Zuhause, unser gesamtes hab und Gut!“

„Ich habe gehört, was Jakob gesagt hat“, erwiderte ihr Vater, „aber uns bleibt keine Zeit. Sie sind in Rüstung und mit Banner unterwegs. Lieber unser Haus brennt als wir!“

Katharina schien einzusehen, dass es zwecklos war, und sagte nichts mehr dazu, tat aber ihre Entrüstung über die Umstände weiterhin kund, indem sie ihre Arme verschränkte. Elsbeth schluckte. Sie hoffte, dass die Eidgenossen irgendwie, sei es durch fügung Gottes, durch was auch immer, die Richtung ändern und das Chleidorf nicht erreichen würden. Wenn die Eidgenossen doch nur tot umfallen würden!

„Seht, Rauch!“, rief auf einmal einer von der Alder knechten und zeigte den Berg hinauf.

„Mein, unsere felder!“, rief frau Toman entsetzt.

„Zum See!“, rief Ueli und machte sich daran, die Gruppe den hang hinunterzuführen. Seine Eltern, wie auch der Blüwler Mägde und knechte, folgten ihm dem Chleidörflerbach entlang. Agnes zog sanft an Elsbeths hand und blickte sie fragend an, denn Elsbeth stand wie festgewachsen da.

„Geh schon, ich warte noch auf Jakob“, erklärte sich die Ältere, und das Mädchen nickte und liess ihre Hand los, um Ueli zu folgen.

Auch die anderen beiden Familien und ihr Gesinde schlossen sich dieser Gruppe an. Katharina und einer ihrer Brüder stützten ihre Grossmutter, die kaum mehr gehen konnte und ihre Tage vor dem Haus sitzend und den Leuten beim Arbeiten zusehend zu verbringen pflegte. Elsbeth wich dem Gesinde der Toman aus, bis sie Jakob und Küeni erreichte, die beide scheinbar das Schlusslicht bildeten.

„Ich versteh' nicht, warum die zu Zürich noch nicht hier sind“, hörte sie Küeni sagen. „Claus ist in die Stadt geritten, um Hilfe zu holen, kaum tauchten sie am Waldrand auf.“

„Das wird schon seine Zeit dauern“, bemerkte Jakob.

„Aber so langsam könnten sie da sein.“

„Alle aus ihren Häusern zu holen, ist das Einzige, was wir auf die Schnelle tun können. Geh du mit den anderen die Halben hinunter, schau dass niemand verloren geht und denk daran, die in der Tollen zu holen!“

„Und was machst du?“, meldete sich Elsbeth das erste Mal zu Wort.

Jakob wandte sich zu ihr.

„Ich warne die im Stad“, sagte er entschlossen.

Elsbeths öffnete den Mund, unsicher was sie dazu sagen sollte. Während sie zögerte, nickte Küeni und deutete Elsbeth an, mit ihm mitzukommen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich gehe mit ins Stad.“

Jakob wollte protestieren, aber ihm blieb das Wort im Hals stecken, und seine Augen weiteten sich. Elsbeth drehte sich um und erstarrte. Das Pfaffenhüsli neben der Kirche stand in flammen. Dunkle Gestalten waren darum herum versammelt, unheilvoll tanzten die flammen und in ihnen die Schatten. Elsbeths Herz klopfte schneller.

„Komm Elsi, wir müssen gehen“, sagte Jakob und nahm sie an der Hand.

Jakob und Elsbeth rannten mit ineinander verschlungenen Händen Richtung Kälchenweg, der sie vom Chleidorf direkt ins Stad führte. Elsbeths nackte fusssohlen schmerzten schon nach wenigen Metern auf dem unebenen Weg, aber sie schenkte ihnen keine Beachtung. Ihr Nachtgewand hauchte sich im Wind, der den Rauch in ihre Richtung wehte, sie verfolgte mit den Bildern brennender Häuser und der Kinder Tränen. Elsbeths Lungen brannten. Sie waren nun dort angekommen, wo der Kälchenweg von Obstbäumen gesäumt war. Nur noch ein bisschen weiter. Nur ein bisschen weiter. Ihr linker fuss blieb an einer hervorstehenden Wurzel hängen, Elsbeth schrie kurz auf, als sie das Gleichgewicht verlor. Sie stolperte in Jakob hinein, der stehen geblieben war. Er stützte sie an ihren Oberarmen und blickte sie besorgt an. Um ihm verstehen zu geben, dass sie sich nicht wehgetan hatte, nickte sie.

Ängstlich blickte Elsbeth zurück, um zu sehen, wie nahe die Eidgenossen schon waren.

„Die Reben!“, rief sie entsetzt.

Einige Rebstöcke standen nun ebenfalls in flammen. Das

Feuer breitete sich über die Reihen aus und wanderte den Hang herunter zum Chleidorf. Aus dem brennenden Wein traten Schemen heraus; wie Dämonen krochen sie aus der Höllenglut. Sie hielten rote Banner in die Höhe. Der Stoff flatterte wie wilde flammen bedrohlich im Wind.

„Schwyzer“, keuchte Jakob mit bitterer Stimme.

Nur schwer wollten sich Elsbeths Augen von der Hagni lösen, die ersten Schwyzer waren schon beim Haus der Blüwler angekommen. Ihrem Zuhause. Sie drehte sich weg, als einer von ihnen seine fackel durch die offen stehende Tür warf. Sie warf ihre Arme Jakob um den Hals und schluchzte auf, ihren Kopf auf seine Schulter gelegt. Seine Arme schlangen sich um ihren Oberkörper und stützten sie.

„Lass uns weitergehen, Elsi“, murmelte er in ihr Ohr.

Vorsichtig lockerte er seine Arme und nahm sie wieder an der Hand. Sie rannten weiter, voller Angst, entdeckt zu werden.

Erst als sie die ersten Giebel des Stads sahen, wagte Elsi wieder einen Blick zurück. Die Häuser im Chleidorf brannten lichterloh. Die flammen züngelsten aus den fenstern, deren Leinwandbespannungen schon längst zu Asche zerfallen waren. Die Mühle unterhalb des Blüwlerhauses war in Feuer gehüllt, das Dach bereits eingebrochen.

Durch den in den Himmel emporsteigenden Rauch hindurch schimmerte allmählich die Morgendämmerung. Sie mussten alle versteckt sein, bevor die Sonne aufgegangen war; ohne den Schutz der Dunkelheit würde es schwieriger zu

fliehen. Es war nicht mehr weit, aber Jakob und Elsbeth atmeten schwer. Die beiden konnten nicht mehr so schnell laufen, eilten aber dennoch in geschwindem Schritt weiter.

Es raschelte im hohen Gras neben dem Weg und im nächsten Moment stürzte jemand hinter einem der Apfelbäume hervor. Elsbeth und Jakob hielten jäh, als der Kriegsmann auf sie zukam. Seine Rüstung glänzte im Mondlicht, in seiner Rechten hielt er ein Kurzschwert. Ein boshaftes Grinsen zierte sein Gesicht, und er machte sich bereit zum Angriff.

Kaum wurde ihr bewusst, dass sie dem Feind gegenüberstanden, stürzte sich der Schwyzer Schwert voran auf Elsbeth.

„Elsi – lauf!“, rief Jakob und stiess Elsbeth zur Seite.

Voller Entsetzen sah sie zu, wie sich Jakob dem Schwyzer entgegenstürzte. Elsbeth schrie auf, als sie sah, wie das Schwert ihn durchbohrte. Jakob keuchte auf vor Schmerzen. Das Geräusch zerriss Elsbeth das Herz. Wie versteinert stand sie da und musste zusehen, wie sich ein dunkler Fleck auf seinem Leinenhemd ausbreitete. Jakobs Hand umklammerte den Schwertgriff und der Schwyzer zog vergeblich daran.

Jakob schaute Elsbeth an. Sie erwiderte seinen eindringlichen Blick, ihre Unterlippe bebte. Seine Augen wurden glasig, und noch bevor seine Hand am Schwert erschlaffte und sein Körper in sich zusammensank, drehte sie sich um und rannte.

Die Götter sind sie da mit lang hand zehend da.
mit re feur panzer Gar nach zong gen sem mit
107 mannen Rond als di da vernamend das
Die von wee Rond von vnder walden hem
ge zogen waarend do zugan Disas mit re pan
vonder armis hem

Die die von dweis mit den
zu dweis von den erden
ge pffilden der ey zure
am dais dweind erid zoll
bis rund mensid er velle
die dingschaft da mit der
17 dengen ad' es kin
m' n' n' n'



Sie rannte und rannte. Ohne einen Blick zurück. Die Erde unter ihren Füßen war trocken und hart, und sie stolperte über den Saum ihres Nachtgewandes. Hastig nahm sie es hoch und rannte weiter. Weiter. Ihr Herz rastete. Sie fühlte sich, als gäbe es keine Luft mehr, nur noch Rauch, Rauch und Tränen. Verschwommen wuchsen die Häuser des Stads aus dem Boden. Elsbeth schloss die Augen und rannte weiter, ohne etwas zu sehen. Sie wusste nicht, ob die Schritte, die sie hörte, ihre eigenen waren, oder ob der Schwyzer hinter ihr her war. Wie schnell konnte er in der Rüstung laufen? Wie schnell konnte sie barfuss laufen? Sie taumelte den Hang hinunter zwischen die Häuser und blieb inmitten einer kleinen Gruppe Leute stehen.

„Die Schwyzer verbrennen unsere Häuser“, krächzte sie nach Luft ringend.

Entsetzen machte sich in der Gruppe breit.

„Wo sind die anderen?“

„Sie sind zum See“

Kaum hatte sie fertig gesprochen, schwärmten schon die ersten Stader aus, um ihre Familien und ihr Gesinde aus den Häusern zu holen. Die meisten waren schon wach, geweckt durch den ätzenden Geruch des Rauches und den Schein des Feuers, das nun so weit über die Reben und die anderen Wachten verbreitet war, dass es vom Stad her sichtbar war. Wie lange würden die Häuser den Flammen wohl standhalten können? Eine Bäuerin legte einen Arm um sie und führte sie mit sich. Elsbeths Hände zitterten. Ihre Augen folgten dem Rauch in den Himmel, wo er zu grauen Wolken wurde,

zwischen denen blasses rosiges Licht durchschimmerte. Jakobs errötete Wangen gingen ihr durch den Kopf. Das Leuchten in seinen Augen. Wie ihr Licht erlosch. Verblasst in den lodernnden flammen. Elsbeths Atem stockte. Ihre Lider wurden schwer und fielen zu. Sie spürte Kieselsteine unter ihren füssen. Dann wurde der Boden weicher, sie wurde durch das Gras vorwärtsgezogen, aufrechtgehalten. Sie hörte das rauschen des Schilfes erst kurz bevor sie sich mit ihren füssen durch die hohen Binsen tastete. Kleine Schnitte brannten an ihren Waden.

„Sei doch vorsichtiger, Elsi“, hörte sie Jakobs Stimme.

Er tupfte das Blut von ihrem Unterschenkel ab.

„Geh doch um das Schilf herum“, seufzte er.

„Der Wind hat mein Kopftuch ins Wasser geweht, ich wollte es doch nur schnell holen.“

Jakob lachte und faltete das Tuch, mit dem er die Schnitte abgetupft hatte. Rote flecken auf Leinen. Sie breiteten sich immer weiter aus, und auf einmal stand Elsbeth wieder vor Jakob, das Schwert in seinem Oberkörper versenkt, seine Hände blutverschmiert, sein Hemd rot, wie die im Wind wehenden Banner, wie die feuersbrunst in den Häusern. Wie das flammenmeer in den Reben.

Elsbeth wurde nach unten gezogen, sie kniete sich ins Wasser. Die Arme um sie lösten sich. Sie liess ihre Hände ins Wasser gleiten. Es kräuselte sich. Widerspiegelte das Licht des Himmels über ihr, der immer röter wurde. Über dem Wasser waberte Dunst, stieg Rauch in die höhe. Sie hörte Schluchzer. Sie selbst weinte lautlos. Tränen liefen über ihre Wangen, ihre Lippen, ihr Kinn, fielen ins Wasser. Brachen

den ruhigen Spiegel. Sie wandte ihre Augen ab, bevor sie ein Fragment ihrer selbst erhaschen konnte. Sie kniete im seichten Wasser, ihr Gewand um sie schwebend. Die Steine unter ihren Knien wurden härter. Es roch nach See.

Sie wartete.

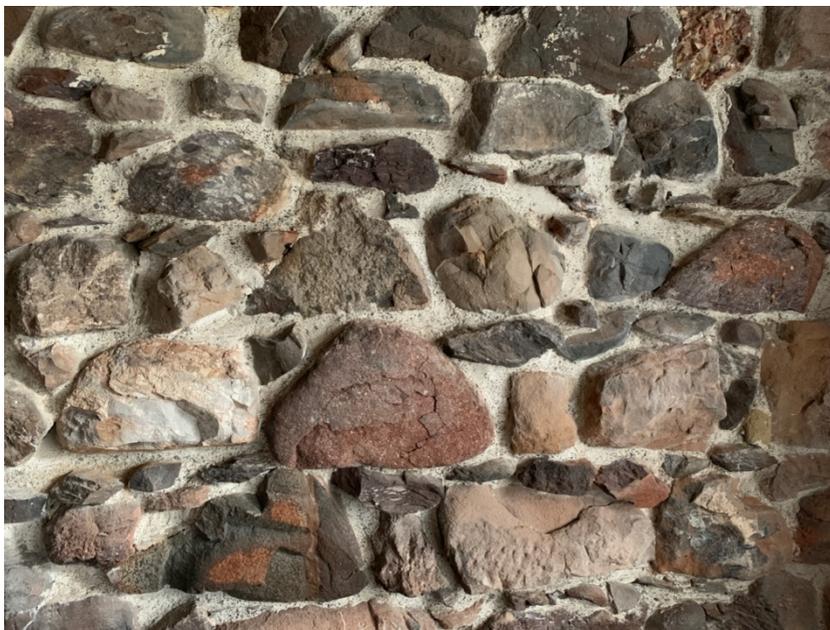


Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Felix, ein Winzer aus dem Stad, sich aus der Gruppe löste und zwischen dem Schilf verschwand, um andere Dorfbewohner zu suchen. Einige Zeit später kam er zurück und gab Auskunft darüber, dass das Stad völlig niedergebrannt war. Dann kam er zu Elsbeth und sagte ihr, dass die anderen Chleidörfler nahe der Tollen am Ufer waren und sich zum Hinaufgehen bereit machten. Elsbeth dankte ihm und erhob sich aus dem See. Ihr Nachthemd war vom Wasser getränkt und hing schwer von ihren Schultern. Ihre ersten Schritte waren unbeholfen und ihre Beine zitterten, als sie sie endlich streckte. Sie nickte der Bäuerin, die sie herunter gebracht hatte, dankbar zu. Vorsichtig ging sie durch das Schilf, schob es mit der Hand zur Seite, um sich einen Weg hindurch zu bahnen.

Elsbeth erhaschte nur einen kurzen Blick zum Stad, ging aber beim Anblick der noch immer glühenden und rauchenden Häuser zügig weiter. Sie sah die Chleidörfler weiter oben an der Halde und folgte ihnen durch die verkohlten Weinstauden.

Während die meisten Zolliker wehklagend zwischen den noch heissen und rauchenden Trümmern umherirrten, war Küeni mit seinem Gesellen auf die Allmend gegangen, um nach den Kühen zu sehen.

Die anderen versuchten, ihre noch immer glühenden Häuser mit Wasser zu löschen. Glücklicherweise hatten einige Zuber zum Wässern im Mühsteich gestanden, in der Nähe der Ruinen des Blüwlerhaus. Eine einzige, frei stehende Mauer war übrig. Elsbeth trat an die Mauer heran, um sie zu berühren, doch die von den Steinen ausgehende Hitze liess sie zurückschrecken. Sie waren seltsam rötlich verfärbt, und an vielen Stellen war die äusserste Schicht abgeplatzt.



„Elsbeth?“

Sie schreckte auf, als die Blüwlerin neben sie trat.

„Wo ist Jakob? Felix hat gesagt, du habest die Leute im Stad gewarnt, aber Jakob war doch auch bei dir?“ Sie schaute Elsbeth fragend an.

Elsbeth schluckte leer. Sie wusste nicht, was sagen, und sie fühlte, wie ihre Augen zu brennen begannen, aber diesmal nicht wegen des Rauches.

„Er ist...“, begann sie, aber die nächsten Worte wollten nicht aus ihrem Mund weichen.

Ihr Hals war wie ausgetrocknet, ihre Zunge fühlte sich schwer an, wie gelähmt.

„Ist ihm etwas geschehen?“, fragte die Blüwlerin entsetzt, und Elsbeth nickte kaum merklich.

Die Blüwlerin schnappte nach Luft und schlug sich die Hände vor den Mund.

„Oh lieber Gott!“, rief sie aus und legte ihre Hände an Elsbeths Oberarme.

„Wo ist er? Was ist passiert?“

„Auf dem Kilchenweg“, krächzte Elsbeth, dann versagte ihre Stimme.

Das Brennen in ihren Augen verstärkte sich, und schliesslich rann die erste Träne hinab. Elsbeth hatte geglaubt, nicht mehr weinen zu können, so viele Tränen hatte sie im See vergossen.

Die Blüwlerin nahm Elsbeth in die Arme und strich ihr übers Haar. Sie rief ihrem Sohn etwas zu, aber Elsbeth verstand es nicht. Die Stimmen der anderen hörte sie nur noch gedämpft, wie durch Watte, übertönt von dem dumpfen

Geräusch ihres eigenen Herzschlags und dem Rauschen des Blutes in ihren Ohren. Sie liess von der Blüwlerin ab und setzte sich auf die abgebrannte Wiese vor verkohlte Holzbretter und dachte an Jakob. Jakob, der sie jeden Morgen anlächelte. Jakob, der ihr gerne zuhörte, wenn sie beim Wümmen Kinderlieder sang. Jakob, der mit ihr ihren Vater gesucht hatte, wenn er am Abend nicht nach Hause kam. Jakob, der nie Abwertendes über ihren Vater gesagt hatte, wenn sie ihn draussen in der Wiese gefunden hatten, betrunken und nicht mehr bei klarem Verstand. Jakob, der sie fragte, ob sie mit ihm spazieren gehen würde. Jakob, der mehr als ein Jahr brauchte, bis er sich wagte, ihre Hand auf einem ihrer Spaziergänge zu halten. Jakob, der sie an ihrem Geburtstag tröstete, weil sie ihre Mutter nie gekannt hatte. Jakob, der ihr seinen Mantel gab, als sie am selben Abend ihren Vater im Schneegestöber suchten. Jakob, der sie die ganze Nacht in seinen Armen hielt. Jakob, der sie in sein Sonntagshemd schluchzen liess, als der alte Blüwler ihr die Nachricht überbrachte, dass ihr Vater im See liegend gefunden worden war. Jakob, der die Blüwlerin zu Pfingsten um eine ihrer Rosen bat, um sie auf das Grab von Elsbeths Eltern zu legen.

Jakob, der vor ihr lag, auf ein paar Holzbretter gebettet, die Hans gefunden hatte.

Ueli und Hans, Jakobs Freund und ebenfalls Knecht, hatten ihn vom Kälchenweg ins Chleidorf geholt. Jetzt standen alle Bewohner vom Chleidorf um die Leiche des jungen Mannes. Sie trauerten und litten mit der jungen Frau, die

seine kalte Hand hielt.

Ein Wagen kam die Halde herauf, der Bauer von der Tollen und einer seiner Knechte sassen darauf. Sie hielten, stiegen ab und zogen ihre Mützen ab, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Dann nahmen sie ein weisses Tuch vom Wagen und legten es über ihn, so dass nur der Kopf unbedeckt blieb. Die Wunde in seinem Oberkörper war nicht mehr zu sehen, und für einen Augenblick redete Elsbeth sich ein, dass Jakob tief im Schlaf versunken war. Aber dann strich sie mit der Hand über seine Stirn und musste feststellen, dass auch diese kalt und blass war.

Die Blüwlerin führte Elsbeth sanft zur Seite, damit Ueli und Hans das Tuch über sein Haupt ziehen und seinen Körper auf den Wagen heben konnten.

Die ganze Gemeinschaft folgte dem Wagen hinauf zur Kilche, die von den Schwyzern verschont worden war. Agnes zu Elsbeths Linken schlang einen Arm um sie, und die Blüwlerin stützte sie auf ihrer Rechten. Der Pfaffe, der beim Überfall mit den Leuten aus dem Kilchhof auch direkt zum See geflohen war, stand nun zwischen den Trauernden und segnete den Verstorbenen. Er lobte ihn für seine Tapferkeit, nannte ihn einen Helden, während Elsbeth sich anstelle eines toten Helden einen lebenden Feigling wünschte.

Der Pfaffe beendete seine Predigt und einige der Männer hoben ein Grab aus, allen voran Hans, während Agnes mit Katharina Toman Blumen suchte, dort wo die Wiese verschont geblieben war. Sie liessen Margeriten, blaue Vergissmeinnichte und Leinblumen in das Grab fallen. Die Blumen wurden von der Dunkelheit verschluckt. Elsbeth sah

hinab und fühlte sich, als ob ihre Füße den Haft verlören, als rutschten sie über den Rand, als fiel sie den Blumen hinterher. folgte ihnen, folgte Jakob, folgte ihm in den Tod.

Einer nach dem anderen warfen sie Erde in das Grab. Elsbeth sah hinunter, sie dachte an ihre Mutter, an ihren Vater, an Jakob.



Das Feuer tobte um sie, ihre Lungen brannten. Hinter ihr tönten Schritte. Sie musste fort, aber sie konnte nicht. Jakob kauerte vor ihr, ein Schwert ragte aus seinem Leib. Schnell beugte sie sich zu ihm hinunter und umfasste den Griff. Sie zog, aber das Schwert rührte sich nicht. Sie versuchte es mit noch mehr Kraft. Ihre Hände rutschten vom Schwertgriff. Als sie einen Blick auf sie wagte, sah sie Blut von ihnen triefen. Das Blut tropfte ins Wasser, wand sich um ihre Beine, wie ein rotes Banner. Sie versuchte, ihm zu entkommen, aber sie konnte sich nicht entwirren, sie war gefangen. Eine Hand streckte sich nach ihr aus, und als sie sie nahm, war es Jakob, der sie aus dem See zog und sagte: „Sei doch vorsichtiger, Elsi! Geh doch um das Feuer herum!“ Er zeigte auf die flammen, die sie umgaben und dann auf einen Apfelbaum, der inmitten der roten Glut stand. Er kletterte den Baum hinauf und verschwand in den weissen Blütenblättern, und sie wollte ihm folgen. Sie streckte ihre Hände nach dem weissen Vorhang aus, aber sie erreichte ihn nie, egal wie viele Schritte

sie auf ihn zugin.

Von der anderen Seite hörte sie Jakob flüstern: „Komm Elsi, wir müssen gehen.“

Endlich berührte sie den Vorhang, sie versuchte, an ihm halt zu finden, aber er entglitt ihr. Im nächsten Augenblick war der Schwyzer neben ihr. Er grinste boshaft, hob sein Schwert und stach in den Stoff. Ein dunkler fleck breitete sich aus, zuerst rot, dann immer dunkler, bis er schwarz wie die Nacht war. Elsbeth wollte einen schritt zurück machen, aber die Dunkelheit nahm sie schon ein, verschluckte sie.

Elsbeth wachte auf. Der Wind wehte über sie hinweg, sie hörte Blätter rascheln. Unter ihren händen fühlte sie Gras. Sie setzte sich auf. Neben ihr sass Agnes und schaute sie an. Elsbeth sah sich um. Im herannahenden Morgengrauen konnte sie die Schemen anderer ausmachen, die auf der Wiese ihr Nachtlager eingerichtet hatten.



Am Tag nach dem Feuer versammelten sich alle aus dem Dorf bei der Kirche. Claus, dem es zwar nicht gelungen war, die Zürcher dazu zu bewegen, den Zollkern beim Löschen zu helfen, konnte immerhin versprechen, dass das Stift zum Grossen Münster noch am selben Tag zu essen bringen würde. Auch Küeni war wieder zurückgekehrt, einzig mit zwei Kühen, die er im Wald gefunden hatte, beide der Toman

ihre. Die anderen Familien hatten weniger Glück. Insgesamt fehlten 43 Kühe.

Angesichts ihrer grossen Verluste waren viele der Meinung, dass man die Häuser so schnell wie möglich wieder aufbauen sollte, dass man wenigstens ein Dach über dem Kopf habe. Sie wollten noch in derselben Woche damit loslegen.

Heini Blüwler widersprach dieser Idee.

„Wenn ihr stabile Häuser haben wollt, dann müssen die Bäume in der kalten Jahreszeit gefällt werden“, sagte er bestimmt.

Stimmen wurden laut und die Leute diskutierten angeregt, bis jemand von den Toman etwas lauter fragte: „Und wo sollen wir bis dahin leben?“, und damit ansprach, was die Menge beunruhigte.

„Schlägt nur das Nötigste und baut daraus etwas Vorübergehendes! Etwas Kleineres, aus dem Wenigen, das ihr noch habt“, erwiderte der alte Blüwler.

Ein paar nickten zustimmend, aber nicht alle waren einverstanden.

„Sollen mein Mann und ich etwa mit den Schwiegereltern in einer Kammer schlafen?“, beklagte sich eine Bäuerin aus dem Oberdorf.

Heini zuckte mit den Schultern.

Felix meldete sich zu Wort: „Für ein halbes Jahr, vielleicht ein bisschen mehr, können wir das doch aushalten.“

Wieder brachen überall Diskussionen aus; die einen fanden, das wäre keine so schlechte Idee, die anderen

beharrten darauf, sofort neue Häuser zu bauen, wieder andere, unter dem Gesinde, überlegten sich, das Dorf zu verlassen. Elsbeth fühlte sich unwohl, als ein Knecht diese Möglichkeit ansprach. Sie hatte Angst, dass alle gehen würden und sie alleine zurückbleiben würde, um das Haus mit den Blüwler aufzubauen.

„Ich sag's euch, ich bleibe nicht länger hier, heute noch pack' ich mein Bündel und gehe. Ich suche mir Arbeit, wo ich wenigstens ein Dach über dem Kopf habe“, verkündete Johanna.

Elsbeth protestierte: „Du kannst uns doch nicht einfach im Stich lassen!“

„Ich lasse euch nicht im Stich, ich schaue, dass ich zu essen und einen Platz zum Schlafen habe. Ihr werdet schon ohne mich zurechtkommen.“, trotzte Johanna.

Die Diskussion drehte sich jetzt um die Mühle im Chleidorf, von der nichts übrig geblieben war. „Wir müssen euch um Hilfe bitten. Unsere Mühle war so alt, die meisten Hölzer haben gebrannt wie trockenes Stroh. Wir können uns mit dem, was wir haben, kaum etwas aufbauen.“

„Wir werden sehen, was wir tun können, die Stadt Zürich wird uns ja auch unter die Arme greifen“, meinte Alder.

„Am besten, wir brechen gleich morgen auf, um uns mit ihnen zu unterreden und Abmachungen zu treffen“, pflichtete ihm Toman bei.

„Zuerst müssen wir klar entscheiden, was unser Plan ist!“

„Na gut, dann überlegt sich jeder, wie er seine Unterkunft

baut und was er noch dafür braucht.“

„Und was ist mit den neuen Häusern?“, fragte jemand aus dem Oberdorf.

„Die können wir dann immernoch planen, wenn wir erstmal ein Dach über dem Kopf und einen Herd in der Stube haben“, stellte Ueli fest.



Es dauerte drei Tage und drei Nächte, bis die Glut erloschen und die Hitze sich gelegt hatte. Die familie Blüwler räumte samt Knechten und Mägden die übereinander gestürzten Balken ordentlich zur Seite, dann wischten sie die Asche und die verkohlten Resten weg und warfen sie auf einen Haufen. Die Bollensteinmauer, die nicht eingestürzt war, liessen sie stehen. Dann wurde der Keller ausgeräumt, in den vieles hineingebrochen war. Auch der Garten musste ausgeräumt werden, damit wieder Gemüse angepflanzt werden konnte. Diese Aufgabe wurde dem Gesinde überlassen. Währenddessen sass die ganze familie Blüwler zusammen und überlegte, wie es weitergehen sollte.

Als sie in den Garten etwas abseits des Hauses, am anderen Ufer des Chleidörflerbachs gingen, beklagte sich Elsbeth bei Hans: „Warum lassen sie uns nicht mitreden, es ist doch auch unser Zuhause?“

Hans hatte nur den Kopf geschüttelt und sie darauf

hingewiesen, dass Heini und Regula Blüwler vier erwachsene Kinder hatten, von denen zwei selbst eine Familie hatten, und es mehr als genug Köpfe im Kreise habe. „Es wird auch nicht einfacher, ein Gespräch zu führen, wenn mehr hineinreden“, fand Hans.

Elsbeth verstand zwar, was er meinte, aber sie kam nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass der zweitgeborene Sohn der Blüwler auf Reisen war, und eine der Töchter mit einem Toman verheiratet war und nicht mehr in ihrem Elternhaus wohnte; demnach sei es Sache der Toman, sie und ihre Familie unterzubringen.

„Na gut, Elsi, aber es ist das Haus der Blüwler, sie sollten selbst und in Ruhe darüber entscheiden dürfen.“

Elsbeth zuckte innerlich zusammen, als er sie Elsi nannte. Es war kaum ungewöhnlich, denn so taten es Agnes und andere des Gesindes auch, aber jedesmal, wenn jemand sie „Elsi“ nannte, hörte sie ein Echo in ihrem Kopf widerhallen. Elsi! Lauf!

Elsbeth schüttelte den Kopf, sie durfte jetzt nicht daran denken.

„Aber ich wohne schon seit ich denken kann bei den Blüwler“, beharrte Elsbeth.

„Sie wollen dich denk nicht dabeihaben, wenn sie besprechen, wen sie von uns wegschicken“, mischte sich Johanna in das Gespräch ein.

„Wegschicken? Warum sollten sie uns wegschicken?“, fragte Elsbeth.

„Na, weil wir zu viele hungrige Mäuler zu stopfen sind und weil es in der Unterkunft, die sie vorübergehend bauen,

nicht so viel Platz haben wird.“

Johanna sprach, als wäre das selbstverständlich, aber Elsbeth, die nicht wie sie schon an verschiedenen Orten gelebt und gearbeitet hatte, trafen diese Worte schwer. Während die anderen beiden weiter die oberste Schicht der Gemüsebeete abtrugen, schaute Elsbeth zu Agnes hinüber, die angekohlte, abgefallene Zaunlatten ordnete, damit sie später wieder angeschlagen werden konnten. Agnes war auch nicht hier aufgewachsen, sie war vor etwa sechs Jahren mit ihrem Vater nach Zollikon gekommen. Elsbeth fragte sich, ob sie auch fortgehen würde. Und sie selbst? Würde sie auch gehen müssen? Sie würde sicher versuchen, die Blüwler zu überzeugen, dass sie bleiben dürfe. Aber würde sie das auch tun, wenn Agnes ging? Sie war sich nicht sicher. Sie war sich so gewöhnt, Agnes in ihrer Nähe zu haben, und wenn sie einmal nicht da war, dauerte es nicht lange, bis Elsbeth um sich schaute, um das Mädchen zu suchen. Sie hatte sich geschworen, auf Agnes aufzupassen, damit diese sicher nicht allein war. Nicht alleine mit ihrem Schmerz und den Erinnerungen an ihren Vater. Nicht alleine, wenn sie noch so jung war. Sie war oft so in sich gekehrt und eigen. Während die anderen Mägde in ihrer Kammer das merkwürdig fanden und Agnes in jenen Momenten keine Beachtung schenkten, bemühte Elsbeth sich gerade dann, besonders viel mit ihr zu reden. Häufig bekam sie kaum eine Antwort, aber das störte sie nicht, solange Agnes nicht in Einsamkeit versank.

Elsbeth fühlte sich wohl hier, und sie wollte das Andenken an ihren Vater, das hier am Leben gehalten wurde, und die Geschichten ihrer Mutter, die ihr Johanna erzählt hatte,

nicht hinter sich lassen. Sie wollte die schönen Erinnerungen an die Zeit mit Jakob bewahren, welche der Garten in ihr weckte. Aber auch die düsteren Gedanken an ihren Vater, der sich torkelnd auf ihre Schulter stützte, ihren Vater, dessen bläuliches Gesicht sie aus dem Sarg angestarrt hatte.

Jakob, der vor ihren Augen sein Leben verloren hatte. Das Feuer, das in ihrem Daheim gewüthet hatte.

Elsbeth schob diese Gedanken innerlich fort. Nein, sie konnte jetzt nicht daran denken. An einem anderen Ort würde sie vielleicht nicht daran erinnert, was sie alles verloren hatte, aber sie konnte noch nicht gehen. Sie konnte das alles nicht verlassen, sie konnte Jakob, sein Grab, nicht verlassen.

Aber würde sie zusehen können, wie Agnes ihr Bündel packte und von ihr fort ging? Sie schaute zu dem Mädchen und fasste endlich den Entschluss, sie einfach nach ihren Plänen zu fragen.

Agnes schaute erst von ihrer Arbeit auf, als Elsbeth direkt neben ihr stand. Nur kurz, um sie anzulächeln, dann senkte sie den Kopf wieder. Elsbeth kniete sich neben das Mädchen und begann mitzuarbeiten. Sie machte Anstalten, Agnes nach ihren Plänen zu fragen, getraute sich dann aber doch nicht und schloss ihren Mund wieder. Hinter ihnen hörte sie die Schaufeln und Hacken, mit denen die Gemüsebeete neu umgegraben wurden. Die Vögel zwitscherten in den Bäumen, die um den Garten standen und einseitig verbrannt waren. Wenn sie die Augen schloss, konnte Elsbeth sich fast einreden, alles sei wie immer, wenn da nur nicht dieser

Geruch wäre.

Agnes räusperte sich. Elsbeth öffnete die Augen und schaute das Mädchen an. „Johanna geht fort“, sagte Agnes. „Du auch?“

Ihre Stimme hörte sich klein an, und Elsbeth fühlte, dass Agnes sich vor ihrer Antwort fürchtete. Hatte Agnes Angst, dass sie gehen würde? Hatte sie Angst, dass Elsbeth bleiben wollte? Solange Elsbeth nicht wusste, was Agnes wollte, blieb ihr nichts übrig, als wahrheitsgetreu zu antworten.

„Ich denke nicht.“

„Nein?“, fragte Agnes verwundert.

Ihre Augen waren gross, und Elsbeth hatte das Gefühl, dass sich das Mädchen alle Mühe machte, nicht zu lächeln.

„Ich dachte, dass du...na ja...dass du nicht bleiben wolltest, weil du hier an...an alles, was passiert ist, erinnert wirst“, stotterte das Mädchen.

„Ich werde immer daran erinnert werden. Jeden Tag an dem ich Jakob nicht an meiner Seite habe, werde ich daran denken. Hier ist mein Zuhause und ich will nicht fort.“

Elsbeth strich mit ihren Fingern vorsichtig über die Äste des Rosenstocks, der neben ihr stand. Der hatte nicht so viel Glück gehabt, wie die Bäume, sondern war gänzlich verkohlt und hatte weder Blüten noch Blätter. Elsbeth hätte ihn nicht erkannt, wenn sie nicht genau wüsste, wo sein Platz im Garten war. Sie hatte die Rosen im Garten der Blümlerin immer bewundert.

„Du bleibst auch, oder?“, fragte Elsbeth.

Agnes zuckte mit den Schultern und lächelte wieder.

„Ja, ich denke schon. Weiss nicht, wohin sonst und überhaupt...ich kann nicht gehen“

Sie blickte Elsbeth erwartungsvoll an, als wolle sie ihr etwas mitteilen. Elsbeth verstand es nicht. Sie verstand auch nicht, was Agnes damit meinte, dass sie nicht gehen könne, aber sie sagte nichts weiter, sondern nickte und stand wieder auf. Bevor sie zurück zu Hans und Johanna und den Beeten ging, blieb ihr Blick nochmal am Rosenstock hängen. Sie dachte an Jakob mit ihr unter einem der Apfelbäume auf dem Kilschenweg. Jakob, dessen Augen im Licht des Abendrots leuchteten. Jakob, der seine Hände an ihre Wangen legte. Jakob, der sie unter dem Apfelbaum das erste Mal küsste.



Am nächsten Tag ging Ueli mit den Knechten zum Wald, um junge Bäume zu schlagen, die sie dann über die verbliebenen Mauerreste legen wollten, um ein einigermaßen sicheres und trockenes Lager für die Familie und das Gesinde im Keller zu machen.

Derweil kümmerten sich die Mägde zum ersten Mal wieder um die Reben. Ein Teil der Ernte war verloren gegangen, aber es war den Schwyzern wohl wichtiger gewesen, die Häuser zu zerstören. Nur die Gebiete, die auf direkter Linie zwischen den Wachten lagen, hatten Feuer gefangen.

Elsbeth war gerade dabei, die Wurzeln einer verbrannten Rebe aus der Erde zu befreien, als unterhalb der Reben ein Wagen zu fahren kam. Es saßen zwei Gesellen darauf, hinter ihnen auf dem Wagen waren einige Holzbalken, die gebraucht und teilweise etwas abgenutzt aussahen. Der Wagen hielt vor der Mühle, die Gesellen stiegen ab, und der eine ging direkt auf den vor den Ruinen der Mühle stehenden Müller zu. Der andere löste das Ross vom Wagen und schaute um sich. Als er Elsbeth sah, die in der Hägni arbeitete, winkte er ihr zu.

„Guten Tag, holde Magd“, sagte er und hob seine Kappe zum Gruss.

Der andere, der in der Zwischenzeit wieder herzugelassen war, gab ihm einen Klaps auf den Hinterkopf und warf ihm einen tadelnden Blick zu. Die beiden ähnelten sich, vermutlich waren sie Brüder. Der mit der Kappe zuckte mit den Schultern und wandte sich wieder an Elsbeth, die sich in ihrem russ und schmutzverschmierten Gewand ganz und gar nicht hold fühlte.

„Sag, darf ich unseren Braunen hier an einen dieser Pfosten binden?“, er deutete auf einen der Pfähle, die die Reben stützten.

Elsbeth nickte und wollte wissen: „Was tut ihr hier?“

„Wir helfen den Müller, etwas Vorübergehendes zu bauen, bis sie ihre Mühle wieder haben“, antwortete er, während er das Pferd zu den Reben führte und festband.

„Seid ihr Verwandte?“, fragte Elsbeth.

„Nein, aber wir haben auch eine Mühle. Die in Trüchtenhusen, beim Wehrenbach“, erklärte er. Elsbeth nickte und

verabschiedete sich, um sich weiter den Reben zu widmen. Er nickte ihr zum Abschied zu, drehte sich um und begab sich zur niedergebrannten Mühle. Elsbeth kniete sich vor die Rebe und fuhr mit ihren Fingern über die rauen Wurzeln.



Am Abend sassen alle beim Feuer und assen zusammen Hirsebrei. Ueli Blüwler verkündete, dass ein Teil des Gesindes vorhatte, weiterzuziehen, dass er das verstehe und es mit dem wenigen Platz, den alle im nächsten halben Jahr zu Verfügung hatten, vermutlich auch angenehmer so war, dass aber auch jede Hilfe beim Wiederaufbau gefragt war. Weiter sprach er von der grosszügigen Unterstützung der Stadt Zürich, die Baumaterial aus ihrem Steinbruch zur Verfügung stellte, und dem Stift zum Grossen Münster, das weiterhin Nahrungsmittel liefern würde, bis sich das Dorf erholt habe und sich wieder selbst versorgen könne.

„Recht so“, fand Hans.

Elsbeth überraschte Hans' Tonfall, er schien es als Pflicht der Stadt zu sehen, ihnen so stark unter die Arme zu greifen.

Hans, der ihren fragenden Blick erkannte, lehnte sich über Agnes hinweg zu Elsbeth hinüber und flüsterte: „Claus ist einem Schwyzer begegnet, der behauptet hat, es geschehe uns Recht, weil wir den Zürchern Holz für ihre neuen Kriegsschiffe und die beiden grossen Flüsse geliefert haben.“

„Aber das hat ja niemand aus Zollikon entschieden!“,

zischte Agnes dazwischen.

Hans zuckte mit den Schultern und winkte ab: „Die waren doch zu feige, um Zürich direkt anzugreifen.“

Aber nicht zu feige, unser Zuhause in Trümmer und Asche zu legen. Nicht zu feige, um zu töten.

„Wie hat Claus das überlebt?“, fragte Elsbeth.

„Er hatte ein Schwert und sein Pferd. Als der Schwyzer sein Schwert zog, konnte er aufsteigen und fliehen.“

Jemand in der Runde bedeutete ihnen, still zu sein, während Ueli sprach, aber Elsbeth hörte ohnehin kaum mehr zu. Sie wünschte sich, sie hätten ein Schwert dabeigehabt. Sie stellte sich vor, wie sie es dem Schwyzer entgegenstreckte. Wie einfach sie hätten entkommen können.

Nach dem Essen löste sich die Runde auf und das Feuer wurde gelöscht. Alle machten sich auf den Weg Richtung Keller zu ihrem Schlafplatz, aber Hans legte seine Hand auf Elsbeths Arm, bevor sie mit den anderen in der Unterkunft verschwand.

„Wart' mal schnell!“

Elsbeth schaute ihn verwundert an, und als er keine Anstalten machte, etwas zu sagen, winkte Elsbeth ihre Hand in einer Geste, die Hans dazu auffordern sollte, fortzufahren. Er atmete aus und sagte dann endlich: „Ich gehe auch.“

„Was?“

„Ich gehe zurück nach Mur und schau, ob sie dort Arbeit für mich haben, und wenn nicht, dann gehe ich weiter, in ein anderes Dorf am Grifensee.“

Elsbeth glaubte, nicht richtig zu hören. Hans wollte

gehen? Er war doch Jakobs Freund gewesen, und jetzt wollte er so schnell gehen?

Hans blickte sie erwartungsvoll an, aber mehr als ihn verständnislos anstarren, konnte Elsbeth nicht.

„Ich hatte das eigentlich gar nicht vor, aber... ich habe auch nicht erwartet, dass hier alles zu Grunde brennt und... ach ich weiss auch nicht, ich will einfach weg.“

„Aber Hans, du hast immer gesagt, wie sehr du es hier magst und wie willkommen du dich fühlst und...“

Elsbeth rang nach Worten.

„Elsbeth, ich... das war Jakob. Am ersten Tag, als ich hier aufgekreuzt bin, hat er mich angetroffen und gefragt, woher ich komme. Er hat mir geholfen, bei den Blüwler Knecht zu werden und hat mir vom ersten Tag an gezeigt, wie ich was machen soll. Jakob hat mich willkommen geheissen. Nicht Sollikon. Jakob. Die anderen... sie sind nicht unfreundlich, versteh mich nicht falsch, aber ich blieb hier, weil Jakob und ich Freunde wurden. Wenn er nicht gewesen wäre, ich weiss nicht, vielleicht wäre ich schon früher gegangen, vielleicht auch nicht, aber jetzt ist es auf jeden Fall an der Zeit.“

Hans drehte seinen Kopf und Elsbeth folgte seinem Blick die Hägni hinauf zur Kilche.

„Es hält mich nichts mehr an diesen Ort“, gestand er schliesslich.

Auf einmal rang Elsbeth nicht mehr nach Worten, sondern nach Luft. Sie spürte, wie ihre Wangen warm wurden.

„Was ist mit mir?“, fragte sie, und sie wollte nicht so vorwurfsvoll und verletzt klingen, aber sie konnte ihre Stimme nicht bändigen, und sie sprach lauter, als sie wollte.

Hans blickte sie etwas verloren an, als habe er nicht mit dieser Frage gerechnet.

„Was meinst du? Du hast es doch gut hier? Die Blüwler sind doch gut zu dir. Und...und du hast Agnes, und Agnes hat dich, und ich habe niemanden.“

„Du hast Agnes und mich!“

„Gut, stimmt, ich habe euch zwei. Dich, die ich wegen Jakob kenne und Agnes, ein Kind, ein Kind, das ich wegen dir kenne. Denkst du, du kannst Jakob ersetzen, weil ihr euch so nahe gestanden seid? Wir waren Freunde, Jakob und ich, gute Freunde, und du... ich kenne dich nicht so gut und du mich nicht. Jakob war fast wie ein Bruder, er hat mich verstanden, er brauchte nicht nachzufragen, wie es mir geht, er sah es mir an.“

„Und wenn du gehst? Dann ist das besser? Ich kann dich wenigstens fragen, wie es dir geht, aber wenn du gehst, dann kann ich nicht einmal das.“

„Aber neue Freunde in anderen Dörfern können es, und dort erinnert mich nichts daran, wie das Haus, in dem ich vier Jahre lang gelebt habe, abgebrannt ist und mit ihm mein ganzes Hab und Gut. Wenigstens müsste ich dich nicht jeden Tag sehen und daran denken, dass Jakob nur einen Gang weiter oben unter der Erde liegt. Wie unnötig es ist, dass er tot ist. Als ob die im Stad nicht selbst darauf gekommen wären, wegzurennen, wenn das ganze verdammte Dorf brennt.“

Elsbeth versuchte schon gar nicht mehr, ihre Wut zu zügeln.

„Ach ja, und deshalb kannst du einfach so abhauen?“

Denkst du, das macht es besser? Du willst mich nicht mehr anschauen müssen, damit du Jakob besser vergessen kannst?“

Sie wusste, dass das nicht gerecht war, aber an Vernunft war nicht mehr zu denken.

„Ist es das, was du willst? Jakob einfach so vergessen?“

Hans schnappte nach Luft und hob die Hände in einer verteidigenden Geste.

„So willst du ihm seine Freundschaft also danken? Du lässt ihn liegen und vergisst ihn? Einfach so?“

Jetzt war es an Hans, wütend zu werden. Er richtete sich aus seiner abwehrenden Haltung auf und rief zurück: „Immer noch besser, als nicht von ihm loszukommen! Irgendwann musst du verstehen, dass er weg ist. Weg. Tot. für immer!“

Elsbeth erstarrte.

„Alles, wovon ihr miteinander geträumt habt, es wird nie kommen! Ich habe akzeptiert, dass das, was ich mit Jakob erlebt habe, vorbei ist, und dass das, was wir noch vorhatten, nie eintreffen wird. Was nützt es uns, ewig daran festzuhalten? Früher oder später wird es uns sowieso klar werden, dass das Leben weitergeht, dass wir weiterleben müssen. Ohne ihn!“

Elsbeth stotterte, ihr Kopf brummte und Hans' Gesicht und hektische Gesten verflossen ineinander. Sie fuhr sich über das Gesicht, ihre Wimpern waren nass.

„Es ist gerade mal vier Tage her! Ich kann ihn nicht einfach aus meinen Gedanken verbannen!“

„Ach ja“, schrie Hans zurück, „wie lange wirst du das noch sagen! Wann ist es an der Zeit weiterzuleben? In einem Monat sagst du dann, es ist erst einen Monat her. Und in

einem Jahr! Was ist in fünf Jahren?“

„Hör auf! Hans!“

Elsbeth hielt ihren Kopf in ihren Händen. Er schmerzte, alles schmerzte, in ihrem Hals war ein Kloss, ihre Brust brannte mit jedem Atemzug mehr.

„Wenigstens hattet ihr kein Kind, dessen Mutter nicht mitbekommt, wie es aufwächst, weil sie in ihrer eignen Welt lebt. In der Vergangenheit.“

Seine Worte waren wie tiefe Stiche, mitten in ihr Herz. Und aus ihrem Herz flossen all ihre Träume. Jakob und sie würden nie ein Kind haben.

„Bitte, Hans! So...“

„Du hast vielleicht kein Kind, aber du hast Agnes. Was denkst du, wie wird sie sich fühlen, wenn ihr gesagt wird, dass du am Seeufer angespült wurdest?“

Elsbeths schluchzte auf und brach in sich zusammen.

„Elsi?“

Ungestüm liess sich Hans vor ihr zu Boden sinken und nahm sie an den Schultern, aber sie schüttelte ihn ab. Wie konnte er nur so grausam sein?

„Elsi? Bitte, ich...“

Sie schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht hören, nicht wissen, was er ihr noch zu sagen hatte. Sie wollte einfach allein sein. Sie wollte einfach fort. Wegrennen, ganz weit weg. Wollte bei Jakob sein. Ihr Herz pochte wie wild an ihren Brustkorb, als ob es gleich ausbrechen würde. Vielleicht würde es dann wenigstens weniger weh tun. Vielleicht würde sie dann endlich taub, auf all diese Stiche. Sie würde das Schwert nicht mehr spüren, könnte atmen. Sie wollte ihr

Herz aus ihrer Brust reißen, wollte stattdessen einen Stein unter ihre Rippen legen. Einer dieser Steine, die rötlich und dunkel geworden waren. Im Feuer verbrannt. Zersplittert, wie ihr Herz. Sie wollte nicht mehr an all diese Menschen denken. Nicht mehr an Hans und nicht mehr an Agnes. Und nicht mehr an Jakob. An Jakob, der sich geopfert hatte für sie, nur damit sie jetzt hier sitzen konnte und nicht mehr wusste, wie atmen. Jakob, der nicht ins Stad hätte gehen müssen. Warum hatte es ihm nicht einfach gleichgültig sein können? Elsbeth waren sie gleichgültig, diese Familien dort. Diese erleichterten, lachenden Gesichter, die ihr Jakob geraubt hatten. Die ihr ihre Träume geraubt hatten. Ihre grosse Liebe.

Nein. Sie hatten nicht gelacht. Sie hatten neben ihr im See gesessen und geweint. Sie erinnerte sich daran. Nein, der Einzige, der gelacht hatte, war dieser gnadenlose Mann gewesen. Diese wüste Meute, die im Feuer tanzend durch das Dorf gefegt war.

„Elsbeth, ich werde ihn nicht vergessen.“

Hans' Stimme war heiser.

Elsbeth atmete aus. Sie hob den Kopf und fixierte den Weiher. Das Mondlicht glitzerte auf der Wasseroberfläche. Der Bach plätscherte vor sich hin.

„Ich auch nicht“, murmelte sie endlich.

Stille.

„Ich werde ihn auch nicht vergessen.“

Hans hob seine Hände zu ihren Schultern, um sie

aufzurichten und ihr ins Gesicht sehen zu können.

„Ich weiss. Aber...“

Hans überlegte einen Moment, es war ihm anzusehen, dass er nach den richtigen Worten suchte.

„Aber bitte vergiss auch Agnes nicht. Sie braucht dich.“

Er liess seine Hände von ihren Schultern sinken und nahm stattdessen ihre Hände in die seinen.

„Und Elsi, du bist noch hier, du lebst. Also bitte vergiss nicht, mit deinem Kopf und deinem Herzen auch weiterzuleben.“

„Aber warum gehst du dann? Warum kannst du nicht hier bleiben?“, fragte Elsbeth.

„Weil das meine Art ist, weiterzuleben, weiterzugehen, abgeschlossen von dem Ort hier, damit ich mich auch von den Ereignissen hier trennen kann.“

Sein Blick liess von Elsi ab und wanderte zum Wasser.

„Es tut mir leid.“

Elsbeth runzelte die Stirn, schaute aber weiterhin geradeaus.

„Dafür, dass ich das gesagt habe über dich...und deinen Vater“

Elsbeth atmete durch. Sie wusste, dass sie nicht viel besser war, sie hereute es ein bisschen, dass sie Hans als undankbar gegenüber Jakob bezeichnet hatte. Aber Hans wusste, wie sehr sie gelitten hatte. Wie aufgewühlt sie gewesen war, als sie ihren Vater nicht mehr fand.

Sie sassen für eine Weile da. Niemand sagte mehr etwas, und Elsbeth lehnte sich mit der Schulter an seine. Der Wind strich über den See, liess das Wasser kräuseln und eine

Strähne, die sich aus Elsbeths Zopf gelöst hatte, tanzte vor ihren Augen.

„Ich gehe morgen. Die beiden von Trüchtenhusen kommen wieder, und am Abend nehmen sie mich ein Stück weit mit“, sagte Hans schliesslich.

Elsbeth blieb einen Moment still, dann fragte sie: „Sollen wir auch schlafen gehen?“

Hans nickte, sie erhoben sich, sprangen über den Bach und gaben sich zu den andern in die Unterkunft.



Es war kurz nach Sonnenaufgang und Elsbeth blickte von der Allmend hinunter zum See. Das Blau leuchtete ihr entgegen, wie das der Kornblumen im Feld. Elsbeth spazierte zwischen den Obstbäumen, die von den Brautpaaren zur Eheschliessung gepflanzt wurden. Durch das Geäst leuchtete das Gelb und Blassrosa des Himmels, verschmolz zu Blau. Der Wind strich über die Ähren und raschelte im Blätterdach über Elsbeth.

Eine Gestalt kam hinter einem Birnbaum hervor. Elsbeths Herz setzte aus. Sie streckte ihre Hand aus und suchte Jakob neben sich als Halt. Sie griff ins Leere.

Diese Bewegung erhaschte der Mann vor ihr aus dem Augenwinkel, und anstatt dass er vor ihr durchging, hielt er an und drehte sich zu Elsbeth.

„Dich kenne ich doch“, rief er aus und kam auf sie zu. „Du

bist eine Magd von den Blüwler, nicht wahr? Wir haben doch bei der Mühle miteinander gesprochen.“

Elsbeth nickte. Ihr Herzschlag hatte wieder eingesetzt, pochte aber noch immer aufgeregter. Sie versuchte ihren Atem auszugleichen, während ihr Gegenüber an Ort und Stelle blieb und wartete.

„Entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken“, sagte er schliesslich und wandte seinen Blick ab.

Seine Worte machten Elsbeths Lage noch unbehaglicher. Anscheinend war ihr der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Elsbeth schluckte und schob ihre Schultern nach hinten.

„Du bist einer der beiden von der Trüchtenhuser Mühle“, stellte sie schliesslich fest, um von ihrem Schrecken abzulenken.

„Richtig“, bekam sie als Antwort. „Ich bin Josias.“

„Elsbeth“, entgegnete sie und wurde wieder von ihm überrascht, als er ihr seine Hand zur Begrüssung hinhielt.

Sie schüttelte sie, liess aber schnell wieder los, als sie sich daran erinnerte, dass ihre Hand von Erde beschmiert war, weil sie sich damit auf dem Boden abgestützt hatte, als sie auf der Wiese gesessen und der aufgehenden Sonne zugeschaut hatte. Josias beachtete den Schmutz nicht, sondern lächelte, drehte sich ab und ging zu den Feldern. Elsbeth entschied, dass es Zeit war, hinunter ins Chleidorf zu gehen und wandte sich in die entgegengesetzte Richtung.

Sie war schon auf dem Weg, als sie hinter sich Schritte hörte und Josias ihr hinterherrief: „He, warte mal. Gehst du jetzt hinunter?“

Elsbeth blieb stehen und blickte zurück. Er kam auf sie zu

gerannt mit einem Strauss Kornblumen in der Hand. Sie wartete, bis er neben ihr zu stehen kam.

Etwas ausser Atem sagte er: „Ich könnte dich mit dem Wagen hinunterbringen, als Entschuldigung.“

Er blickte Elsbeth erwartungsvoll an. Sie zögerte. Einerseits wäre es schneller und weniger anstrengend mit dem Wagen hinunterzugehen, andererseits war sie nicht zum Plaudern aufgelegt.

„Komm, ich fahre sowieso zur Kirche, dann ist es auch nicht mehr so weit zu den Blüwler.“

Elsbeth stimmte zu und folgte ihm, als er sie ein Stück weit zurück zu Ross und Wagen führte.

Er hielt ihr die Hand hin und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Wagen hinauf. Elsbeth stütze sich auf seine Hand und er half ihr auf den Wagen. Er folgte ihr und legte die Blumen neben sich auf die Bank. Er nahm die Zügel auf und das Pferd setzte sich in Bewegung.

Die Obstbäume zogen an ihnen vorbei, und Elsbeth schaute hinauf zum Wald und den Wolken darüber, die das Sonnenlicht etwas abdämpften. Trotzdem kam ihr immer wieder ein Strahl in die Augen, und sie musste sie zusammenkneifen.

„Wozu warst du denn so früh hier oben?“, wunderte sich Josias.

„Um den Sonnenaufgang zu sehen.“

Josias schielte sie von der Seite an, was er wohl als unauffällig empfand; Elsbeth fand das fast schlimmer, als wenn er sie direkt angeschaut hätte. Sie räusperte sich und drehte ihren Kopf zu ihm.

„Wo ist denn der andere, der sonst auch ins Dorf kommt?“, fragte sie.

„Claus? Der hat sich wieder einmal um den Hof seiner Verlobten kümmern wollen.“

Elsbeth nickte und schaute wieder auf den ruhig daliegenden See. Es waren nur wenige Fischerboote darauf. Sie warf einen Blick auf die leere Wagenfläche hinter ihnen. Es schien ihr merkwürdig, dass Josias mit dem Wagen ins Dorf fuhr, wenn er nichts zu bringen hatte. Es gab unten ja nichts, dass er mitnehmen könnte. An den ersten paar Tagen nach dem Brand hatten er und Claus alte Holzbalken gebracht. Elsbeth wusste von Hans, dass ihre Familie die Mühle in Trüchtenhusen vor einem Jahr erworben und erneuert hatte. Dabei hatten sie etliche Balken, die durch neue ersetzt worden waren, als Feuerholz auf die Seite gelegt. Jetzt waren diese wieder wertvolles Baumaterial.

„Ich hole später Steine vom Steinbruch der Zürcher. Die Müller brauchen sie für ihr vorläufiges Haus.“

Elsbeth nickte und für einige Schritte fuhren sie wieder in Stille, aber sie konnte förmlich spüren, dass Josias schon wieder etwas auf der Zunge lag.

„Ihr seid schon fertig, oder? Die Blüwler?“

„Ja, wir haben den Keller noch immer als Schlafkammer für alle, und oben haben wir Hölzer auf die alte Mauer und den Boden auf der Seite gegenüber gelegt. Dort ist jetzt unsere Stube mit Herd.“

Schon in der ersten Woche war ein Streit zwischen Ueli und einem der Knechte ausgebrochen. Der Knecht hatte Zollikon am Tag danach verlassen; aber selbst dann und ohne

Johanna und Hans war der Platz nicht grosszügig, aber für ein halbes Jahr, vielleicht etwas länger, fand es Elsbeth ertragbar. Sie war es sich als Magd aber auch gewöhnt, mit anderen eine Kammer und einen Schlafplatz zu teilen, für die Blüwler war das ungewohnter.

Elsbeth sah zur Sonne, die noch tief über den Baumwipfeln stand, und dachte daran, dass die anderen wahrscheinlich gerade aufwachten. Heute würden sie sich wieder intensiver um die Reben kümmern müssen, denn bei den Stöcken, bei denen die Ernte nicht abgebrannt war, hatten die Trauben schön angesetzt. Gleichzeitig müsste aber auch überlegt werden, wie das neue Haus aussehen sollte. Das Gefühl liess Elsbeth nicht los, dass die Zeit viel zu schnell voran ging. Noch vor einer Woche hatten sie nichts mehr gehabt, und jetzt ging es weiter; bis zur Wümmet gab es noch viel zu tun, und sie rechnete jeden Moment damit, dass Jakob hinter einer Rebe hervorkommen und sie lachend in den Arm nehmen würde. Es war einfacher hinzunehmen, dass ihr Daheim abgebrannt war, und sie es nie mehr so sehen würde wie zuvor, als zu glauben, dass Jakob nie mehr mit ihr den Sonnenuntergang am See bestaunen würde, während sie ihre Beine ins Wasser hängen liessen.

Bei der Kälche hielt Josias das Pferd an und stieg vom Wagen mit den Kornblumen in der Hand, die er auf dem Feld geholt hatte. Elsbeth hatte eigentlich warten wollen, bis er ein paar Schritte gegangen war, bevor sie auch hinabstieg, aber Josias hielt ihr wieder die Hand hin. Elsbeth nahm die

Hilfe zwar an, aber mehr aus Höflichkeit. Sie liess seine Hand so bald wie möglich wieder los.

Es waren schon wieder ein paar frische Blumen auf einigen Gräbern aufgetaucht. Josias war schon vorausgeschritten und kniete sich vor eines der Grabkreuze. Elsbeth beobachtete, wie er die Kornblumen hinlegte und die blauen Blüten schön anordnete. Er blieb auf den Knien und faltete die Hände zum Gebet. Elsbeth wandte sich ab, um ihn nicht zu stören und ging zum jüngsten Grab.

Seit Jakobs Beerdigung war ein Kreuz bei ihm angebracht worden. Elsbeth kniete davor nieder und strich über die Erde. Es lag ein Sträusschen Wiesenblumen darauf, das sie am vorigen Tag dorthin gelegt hatte. Die Blumen sahen schon etwas zerknittert aus, sie wünschte, sie hätte vorhin auch frische gepflückt. Sie war seit dem Überfall der Schwyzer jeden Tag hierhergekommen, meist am Morgen früh oder am Abend, so dass sie von niemandem gestört würde, wenn sie mit sich und ihren Erinnerungen in Zweisamkeit weilte. Einmal war Agnes aufgewacht, als sie sich am Morgen zwischen den schlafenden Körpern hinausgeschlichen hatte, und war mit ihr mitgekommen, aber das Mädchen konnte so still sein, dass Elsbeth für einen Moment sogar vergessen hatte, dass sie neben ihr stand, und sich trotz Begleitung ganz ihren Gedanken hingeben konnte.

Jetzt mit Josias, den sie nicht so recht kannte, nur wenige Schritte von ihr entfernt, war es nicht ganz so einfach, sich ihrer Versunkenheit hinzugeben. Sie schloss die Augen und atmete die frische Morgenluft ein. Die Vögel zwitscherten munter in den Baumwipfeln. Elsbeth dachte an Jakob und

wie er sie manchmal, wenn sie in der Frühe zu den Reben hochgegangen waren, an den Händen genommen hatte und mit ihr durch den Wein getanzet war. Sie fühlte seine Hände an ihren Hüften, wenn er sie hochhob und sie lachend wieder in seine Arme fiel.

Sie fühlte einen schweren Stein, der ihr auf der Brust lag und sie daran hinderte, frei zu atmen. Sie schluckte schwer und drückte ihre Hände über ihr Herz, als ob sie so den Schmerz eindämmen könnte.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter und riss Elsbeth aus ihren Träumereien. Die Hand, so schnell sie auch gekommen war, wurde wieder zurückgezogen, als sie zusammenzuckte. Sie schaute zu Josias auf, der ihr eine Kornblume hinhielt. Elsbeth bestaunte die feinen Blütenblätter, die wie bei einem Stern aus der Mitte der Blüte strahlten. Josias deutete mit seiner leeren Hand auf das Grab, vor dem Elsbeth kniete, und erst jetzt verstand sie, wofür er ihr die Blume gebracht hatte. Sie nahm die Blume vorsichtig zwischen seinen Fingern hervor. Sie lächelte dankbar und legte die Kornblume sorgfältig zum Sträusschen vom vorangegangenen Tag. Sie faltete ihre Hände und betete still zu Gott. Sie bat ihn um seine Barmherzigkeit. Sie betete für Jakobs Frieden und für ihre Wiedervereinigung mit ihrem Geliebten. Sie bat Gott um die Linderung ihres Schmerzes.

Nach dem Amen öffnete Elsbeth die Augen wieder und richtete sich auf. Sie ging zum Wagen, wo Josias auf sie wartete. Im Vorübergehen fiel ihr Blick auf das Grab ihres Vaters. Sie hatte sich immer schwergetan, es zu besuchen,

weil sie nie verstanden hatte, wie ihr Vater sie so hatte zurücklassen können. Bei Jakob war es anders. Sie war wütend, aber ihre Wut richtete sich einzig und allein gegen die grausamen Schwyzer. Besonders wenn sie daran dachte, was sie sich alles ausgemalt hatte für Jakob und sich, und dass nun nichts von alledem wahr werden konnte. Ihre Träume verkohlt, wie der Rosenstock im Garten der Blüwlerin. Die Blüten im Feuer und Rauch eingegangen und auf den Boden gefallen.



Elsbeth wischte sich den Schweiss von der Stirn und schob die Weinblätter auseinander, hinter denen eine Traube versteckt war. Sie nahm ihr Messer und schnitt sie ab. Sie drehte die Traube in der Hand und warf schnell einen Blick auf die Beeren, um zu sehen, ob sie in einem guten Zustand waren. Als sie nichts zu bemängeln hatte, warf sie die Traube in die Tanse neben sich. Elsbeth ging einen Schritt weiter und musterte die nächste Traubenstaude. Gegen unten waren ein paar verdorbene Trauben, sie schnitt sie weg und warf sie auf den Boden, während der gute Teil wiederum in die Tanse ging. Agnes war auf der anderen Seite derselben Reihe, um die Trauben dort zu ernten. Immer mal wieder beklagte sich Agnes über die Hitze und band ihr Kopftuch anders, so dass ihr Nacken abgedeckt war und ihr die Sonne nicht auf den Kopf brütete.

„Ist deine Tans schon voll?“, fragte Elsbeth, nachdem sie ein weiteres Büschel Trauben geschnitten hatte.

„Moment“, sagte Agnes und schnitt noch die letzte Traube von dem Rebstock, an dem sie gerade gearbeitet hatten.

Elsbeth hievte ihre Tans schon auf den Rücken und wartete auf Agnes, die es ihr nachtat. Die beiden gingen durch die Reihe zum Weg, der zwischen den Reben nach unten führte. Sie kamen an Kätti, einer der Mägde, und an einem Knecht vorbei, die ein paar Reihen unterhalb Trauben ernteten. Kätti pfiff ein Liedchen vor sich hin, das Elsbeth kannte, und sie begann leise zu singen. Agnes versuchte mitzusingen, liess aber immer wieder ein paar der Worte aus.

Sie nahmen den Kilchenweg und liefen hinunter ins Stad, wo die Trotte gelegen war. Mit den gefüllten Tansen war der Weg beschwerlich und lange. Ausser Atem hörte Elsbeth auf zu singen, während Agnes versuchte, vom Gewicht ihrer Last abzulenken, indem sie davon plapperte, wie stolz sie auf die Decke war, die sie für Uelis und Resas Kindlein gestrickt hatte. Elsbeth lachte, als sie daran dachte, wie Resa einen Tag damit verbracht hatte, mit Agnes Wolle zu spinnen und ihr zu zeigen, wie sie sie Masche um Masche verstricken konnte. Weil Agnes ihr so eifrig geholfen hatte, hatte Resa entschieden, dass sie Agnes nach der Geburt bei sich am Wochenbett haben wolle, um ihr zu helfen. Agnes hatte sich ausserordentlich darüber gefreut. Elsbeth glaubte, dass vor allem die Aussicht, dem Kindlein nahe zu sein, ausschlaggebend dafür war.

Bei der Trotte angekommen, stellten die beiden die Tansen hin und nahmen zwei von den dort leerstehenden.

Ueli nickte ihnen kurz zu, als er eine ihrer Tansen nahm und in die Trotte schüttete.

Elsbeth war glücklich, dass die Wümmet wieder begonnen hatte. Auch wenn die Ernte nicht so ausgiebig wie üblich war, so fand sie trotzdem Trost darin, eine gewohnte Arbeit zu verrichten.

Die beiden Mägde waren auf dem Weg den Berg hinauf, als sie hinter sich eine Gestalt bemerkten, die die Halben heraufwanderte.

Agnes blieb stehen und fragte: „Wer ist das wohl?“

Elsbeth wandte sich um und zuckte mit den Schultern.

Sie beobachteten den Mann. Er trug ein grosses Pack auf seinem Rücken. Einen Moment lang blieb er stehen und schaute umher. Ob es ein Reisender war, der seinen Weg hierher gefunden hatte, oder ein Tagelöhner? Nein, der Mann trug zu gute Kleider für einen Knecht. Er schaute um sich, als könnte er nicht glauben, was er um sich herum erblickte. Ob er wohl Zollikon kannte? Elsbeth beobachtete jede einzelne Bewegung des fremden misstrauisch. Vielleicht würde sie ihn sogar kennen, wenn sie etwas hinunter gehen würde, aber ihr war nicht wohl bei dem Gedanken. Langsam machte sie den ersten Schritt hinauf Richtung Chleidorf. Agnes war auch nicht erpicht darauf, näher zu dem fremden zu gehen, aber auch zu neugierig, um ihn aus den Augen zu lassen. Elsbeth blieb wieder stehen, als sie merkte, dass das Mädchen ihr nicht folgte.

Der Mann drehte sich vom Stad weg und ging auf den Kälchenweg zu. Es schien, als kenne er sich aus. Das

wiederum machte Elsbeth etwas weniger misstrauisch. Sie versuchte einen Blick auf sein Gesicht zu erhaschen, um ihn erkennen zu können. Sein Bündel schien einzig und allein für den Zweck des Reisens gedacht, da keine Waren zu sehen waren. Also auch kein Buckelkrämer.

Da, auf einmal, winkte ihnen der Unbekannte, und da sie nun schon entdeckt waren, konnten sie schlecht davonlaufen. Als der Reisende näher kam, fiel es Elsbeth wie Schuppen von den Augen. Natürlich! Sie wusste, wer das war.

Sie nahm Agnes am Arm und zog sie mit sich, als sie den Kilchenweg wieder etwas hinuntereilte. Bald schien auch Agnes ein Licht aufzugehen.

Als sie in Hörweite des Mannes waren, rief Elsbeth: „Lorenz?“

Statt einer Antwort sagte der zweitälteste Sohn der Blüwler: „Hier scheint ja Schlimmes gewütet zu haben, was ist geschehen?“

„Im Sommer haben die Schwyzer unsere Häuser niedergebrannt“, erklärte ihm Elsbeth.

Auf Lorenz' Gesichtsausdruck machte sich Bestürzung breit. Ungläubig schaute er sie an und wollte sofort mehr wissen. Wann genau es passiert sei und wieso sie sich nicht gewehrt hatten. Was die Schwyzer zu ihrem Angriff bewogen hatte. Immer mehr fragte er. Zu Beginn konnte Elsbeth noch mithalten und erzählte ihm, dass Küeni die Schwyzer am Waldrand gesehen hatte und von Wacht zu Wacht nach unten gekommen war, um sie zu warnen. Elsbeth zögerte. Das Feuer zog vor ihre Augen, die sprühenden Funken und die wehenden Banner. Sie sah vor sich die Schwyzer mit der

fackel, die sie in ihr Zuhause warfen. Das brennende Haus, ihre Heimat in Flammen getaucht.

Nachdem sie mit Erzählen aufgehört hatte, berichtete Agnes von der flucht die halben hinunter mit den anderen familien aus dem Chleidorf. Lorenz lauschte ihr aufmerksam, aber Elsbeth war mit ihren Gedanken bei Jakob und ihren ineinander verschlungenen händen. Sie dachte daran, wie sie denselben Weg gemeinsam hinuntergerannt waren, den sie gerade mit Agnes hinaufgehen hatte wollen. Elsbeth blinzelte und wischte sich schnell eine Träne aus den Augen. Es war schon gut zwei Monate her, seit sie ihre grosse Liebe verloren hatte. Die schlechten Träume und schlaflosen Nächte wurden seltener, trotzdem lag sie manchmal wach und beobachtete, wie Agnes' Brust sich langsam hob und senkte. Der Gedanke, dass die familie Blüwser, allen voran Ueli, unermüdlich daran arbeiteten, ihnen ein neues Zuhause zu geben, gab ihr Zuversicht. Auch der Blüwserin freundliche Worte, wenn sie beide in der Nacht wach in der Stube sassen, halfen ihr dabei, wieder etwas halt zu finden.

„Wie geht es meiner familie?“, fragte Lorenz.

„Sie sind alle wohlauf, aber... Jakob wurde erstochen und unsere kühe sind fort“, antwortete ihm Agnes.

Betroffen wollte Lorenz genauer wissen, was mit Jakob geschehen war. Agnes sah kurz zu Elsbeth herüber, zögerte und gab schliesslich den hergang von Jakobs Tod knapp wieder. Es fiel Elsbeth erst jetzt ein, dass Lorenz gar nicht wusste, wie nahe sich Jakob und sie gestanden waren, weil er vor zwei Jahren abgereist war. für Lorenz war es, als ob die

Liebesbeziehung zwischen Jakob und ihr nie da gewesen wäre. Nachdem Agnes zu Ende gesprochen hatte, deutete sie mit dem Kopf Richtung Chleidorf. Lorenz verstand ihre scheue Geste und zusammen stiegen die drei den Kilchenweg hoch.

Als Lorenz zum ersten Mal vor der behelfsmässigen Behausung, die an der Stelle des Hauses, in dem er aufgewachsen war, stand, sagte er lange nichts. Elsbeth und Agnes blieben etwas hinter ihm und beobachteten, wie er langsam einen Fuss vor den anderen setzte und auf das Gebilde zuging. Seine Augen blieben an dem schrägen Dach und den jungen Holzstämmen hängen, zwischen denen Lehm und anderes Füllmaterial eingefügt worden war.

Elsbeth schaute in die Umgebung, bis jetzt war noch niemand der Blüwler oder anderer Chleidörfler zu sehen. Es waren wohl alle mit den Reben beschäftigt. Lorenz ging um die Ecke des Hauses, wo der Eingang war, und entdeckte seine Mutter, die im Garten die Gemüsebeete jätete. Er rief ihr zu und liess sein Bündel von seinem Rücken gleiten, um auf die Blüwlerin zuzurennen. Diese, von ihrer Arbeit unterbrochen, richtete sich auf und rief überrascht aus, als sie ihren Sohn erkannte. Sie liess die kleine Hacke, die sie in der Hand gehalten hatte, fallen und kam ihm entgegen. Sie umarmte ihn innig. Von den Rufen draussen angelockt, kam auch Kesa aus dem Haus. Lorenz nahm auch sie in den Arm und gratulierte ihr zur neuerlichen Schwangerschaft. Jetzt erst wandte sich die Blüwlerin zu den beiden Mägden und sandte sie, den Rest der Familie zu holen. Elsbeth eilte sofort

in den Rebberg, um Sophia und ihre ältere Schwester Magdalena zu finden, während Agnes wieder den Kilchenweg hinunter zur Trotte rannte, wo Ueli und der alte Blüwler mit anderen Winzern den Wein pressten. Elsbeth fand zuerst Sophia, die sofort alles stehen und liegen liess, als sie hörte, dass ihr Bruder zurück sei. Dann eilte Elsbeth weiter in den Süden, wo die Toman die Reben pflückten, und fand Magdalena mit ihrem erstgeborenen Sohn, der fünf Jahre alt war. Ihre anderen zwei Kinder wurden von der Grossmutter Toman gehütet. Sofort nahm Magdalena ihren Sohn an die Hand und folgte Elsbeth zum Elternhaus, um den Bruder zu begrüßen. Inzwischen hatten auch einige der anderen Mägde die erfreuliche Nachricht vernommen und folgten ihnen, ihre Arbeit vergessend, zum Blüwlerhaus. Auch von der Trotte kamen nicht nur die Blüwler, sondern auch andere Winzer und Knechte herauf.

Lorenz war sichtlich über das Wiedersehen mit seiner Familie aufgeregt. Die Erleichterung stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er seine Eltern und Geschwister in seine Arme schloss. Bei seiner Anreise, sagte er, habe er erst dann erkannt, dass etwas in Zollikon nicht stimmte, als das Stad in Sichtweite war und er anstatt der gewohnten Häuser kleine Hütten sah. Der Fischer, der ihn über den See gefahren habe, sei sehr wortkarg gewesen und habe den Angriff nicht mit einem einzigen Wort erwähnt. Elsbeth konnte sich den Schrecken, nach einer anstrengenden Reise in einem Dorf anzukommen, in dem plötzlich alles anders aussah, nur vorstellen. Doch sie konnte nachempfinden, wie es sich

anfühlte, wenn die eigene Heimat auf einmal ganz fremd schien.

Während die Blüwlerin mit Kätti und Sophia ein kleines Festmahl vorbereitete und Winzer aus anderen Familien damit beschäftigt waren, Lorenz willkommen zu heissen und ihn über seine Reisen auszufragen, jätete Elsbeth anstelle der Blüwlerin im Garten weiter. Es war merkwürdig gewesen, Lorenz dabei zu erleben, wie er durch die Häuser ging, mit staunenden, ja verstörten Augen. Hatte sie den gleichen Gesichtsausdruck gehabt, als sie das erste Mal nach dem Feuer vom See heraufgekommen und durch die Ruinen geirrt war? Für Elsbeth schien es schon so lange, seit sie in dieser behelfsmässigen Behausung wohnten, dass sie sich immer weniger vorstellen konnte, wie ihre Schlafkammer früher ausgesehen hatte.

Elsbeth riss die Säublumen samt Wurzel aus dem Beet entlang des Zaunes. Obwohl sie die gelben Blütenköpfe schön fand, wusste auch sie, dass, wenn sie das nicht tat, eines Tages der ganze Garten gelb sein würde. Auf den Wiesen gab es genug von dem Gewächs. Elsbeth stutzte, als sie die verdorrten Zweige der einstigen Rose sah. Der Rosenstock sah noch schlechter aus als direkt nach dem Feuer. Er schien endgültig abgestorben zu sein und langsam in sich zusammenzufallen. Da er bis jetzt aber noch immer im Garten stand, wagte Elsbeth es nicht, ihn auch herauszureissen. Er war der Blüwlerin grösster Stolz gewesen. Einer der wenigen Zierpflanzen, die sie sich leisten konnte. Die Rose war nicht wie Kohl oder Rote Beete Grundlage ihres

Überlebens. Ihr Nutzen bestand darin, die Leute zum Lächeln zu bringen, wenn sie die Blüten erblickten, wenn sie den Duft der Rose einatmeten. Wie aus Gewohnheit schnupperte Elsbeth an dem Rosenstock, aber ohne Blüten und besonders als tote Pflanze, gab es nichts Gutes zu riechen. Das Einzige, was sie roch, war einen Hauch von Verbranntem.

„Es gibt Essen.“

Elsbeth schreckte zusammen, als die Stimme wie aus dem Nichts auftauchte. Als sie von dem Gestrüpp, das von der Rose noch übrig war, aufsaß, fand sie sich einem bekannten Gesicht aus Trüchtenhusen gegenüber. Josias nickte ihr zu, und sie nahm die Hacke, die neben ihr lag, und ging um den Zaun zum Gartentor, um dem jungen Müller zur Gruppe zu folgen, die sich in der Nähe des Weihers auf der Wiese verbreitet hatte. Angekommen, gesellte sich Josias zu seinem Bruder Claus, der neben den Chleisdörfler Müller sass, und Elsbeth ging hinüber zur Familie Blüwler und deren Gesinde.

„Ihr müsst euch vorstellen, wie hoch die Decken dort sind“, sagte Lorenz gerade und machte eine Geste, die seine Aussage untermalen sollte. „Und die Höfe, die ich auf dem Weg gesehen habe! Manche haben in ihren Stuben so schöne Decken, mit Verzierungen, die sehen aus wie das Symbol hier.“

Er hielt eine Karte hoch und deutete in die Ecke, in der eine Form gemalt war, die Elsbeth an ein Blatt oder an eine Schaufel erinnerte.

„Was ist das? Ein neues Spiel?“, rief ein Knecht

dazwischen, sein Name war Bürgi, er war noch jung, nur ein Jahr oder zwei älter als Agnes, aber so genau wusste er das wohl selbst nicht.

„Das, liebe Leute, sind Tarockkarten. In einem Wirtshaus in Parma haben mir die Gesellen dort dieses Spiel beigebracht und ich habe mir, sobald ich einen Händler gefunden habe, eigene Karten gekauft. Ich werde euch zeigen, wie man es spielt, aber zuerst will ich euch von den schönen Häusern erzählen.“

Leises Lachen ging durch die Menge. Elsbeths Blick blieb bei Josias hängen, sie sah, wie er seine Nase rümpfte, als sein älterer Bruder Claus ihm mit seiner Hand durch die Haare fuhr, so dass sie danach wild von seinem Kopf abstanden. Sie wandte ihren Blick schnell wieder ab und schaute zu Lorenz, der mit einem Stöckchen einen Kreis in die Erde vor seinen Füßen malte und darin Muster zeichnete, während er erklärte, dass auch Rosetten ins Holz geschnitzt wurden.

„Zwischen den Deckenbalken“, fuhr Lorenz fort, „werden Bretter hineingeschoben und von der Aussenwand her hineingehämmert. Und eines ist ein bisschen zu lang, so dass es heraussteht.“

„Aber warum sollte man das machen? Das sieht doch nicht schön aus?“, fragte Ueli.

„Doch, das machen die ganz geschickt. Weil das Holz noch feucht ist, wenn es eingebaut wird, schrumpft es über die folgenden Monate oder gar Jahre, wenn es trocknet. Dieses eine Brett ist auch nicht gerade an den langen Kanten, sondern wird gegen aussen immer breiter, und dann kann

man es einfach hineinhämmern, wenn die Bretter getrocknet sind, und dann passt wieder alles zusammen.“



Erstauntes Raunen ging durch die Menge, die um Lorenz herum sass und ihm gespannt zuhörte. Eines von Magdalenas Kindern kam auf Lorenz zu und setzte sich auf seinen Schooss, während er weiter davon erzählte, wie beschwerlich die Reise über die Alpen gewesen war, und wie er sich bei einem besonders steilen Abstieg den Fuss verstaucht hatte. Elsbeth nahm das Schüsseli, das ihr Kätti hinhielt, und stand auf, um sich aus dem grossen Topf neben dem Feuer Hirse zu holen. Sie schöpfte sich mit der Kelle eine Portion, als Josias ebenfalls zu dem Topf herantrat und seine

Schüssel hinhielt. Elsbeth schöpfte ihm ebenfalls etwas von dem gekochten Getreide. Er bedankte sich und lächelte sie schüchtern an. Sie erwiderte das Lächeln bevor sie sich wieder an ihren Platz auf den Boden neben Kätti und Agnes setzte, die in ein Gespräch verwickelt waren, und begann zu essen.

„Es lohnt sich eben vielleicht doch, weil wir nicht so viel warten mussten wie jetzt“, sagte Kätti und Agnes legte zweifelnd den Kopf schief.

„Worüber sprecht ihr?“, fragte Elsbeth die beiden.

„Anscheinend hat Kätti vorhin, als sie vom Wümmen zurückkam, gehört, wie Lorenz mit Ueli darüber gesprochen hat, dass es langsam an der Zeit sei, eine eigene Trotte für das Chleidorf zu haben“, erklärte ihr Agnes.

Elsbeth war verwundert.

„Eine Trotte? Zuerst einmal brauchen wir ein richtiges Haus.“

Kätti nickte, aber fügte an: „Er hat gemeint, das Haus sollte gleich so geplant werden, dass die neue Trotte angebaut werden kann. Er will aber noch die anderen Winzer aus dem Chleidorf von seiner Idee überzeugen.“

„Aber wir kamen bis jetzt doch eigentlich gut mit der Trotte im Stad aus“, fand Elsbeth.

„Das meine ich auch, aber Kätti denkt, wir müssten dann weniger lang warten, bis wir unsere Trauben pressen können“, entgegnete Agnes.

Da hatte sie nicht ganz Unrecht, es brauchte manchmal schon Geduld, wenn sie darauf warten mussten, dass ein Winzer im Stad noch seinen Wein pressen wollte, aber das

Traubengut in begrenzter Zeit verwertet werden sollte. Abgesehen davon fielen mit einer eigenen Trotte die mühsamen Abstiege auf dem Kilchenweg mit der Tanse auf dem Rücken und das Hinaufrollen der Fässer in das Chleidorf weg.

Agnes unterbrach ihre Gedanken und fragte: „Meint ihr, dieses Jahr gibt es ein Wümmetfest?“

Kätti schüttelte den Kopf und erläuterte: „Nein, ein Fest gibt es doch nur, wenn die Ernte besonders gut ist, und jetzt schau doch unsere traurigen Reben an. Dabei hat das Jahr so gut angefangen.“

Elsbeth war nicht gross enttäuscht darüber, ihr wurde es ein bisschen schummrig in der Bauchgegend, wenn sie daran dachte, wie es im Jahr davor beim Wümmetfest zu und her gegangen war. Wie sie Zainerüte gespielt hatten und um das Feuer getanzt waren. Wie Jakob Elsbeth an der Hand genommen hatte und sie miteinander an den Weiher gesessen waren und von dort aus beobachtet hatten, wie die Kinder der Toman und die der Müller zusammen Schuälischläufe spielten.

Lautes Lachen klang über die Gruppe hinweg, Elsbeth hob den Kopf und sah, wie sich Josias und der alte Müller vor Lachen schüttelten, während Claus sein Gesicht in den Händen vergrub. Josias beruhigte sich, aber grinste noch immer, als er sich wieder etwas aufrichtete. Für einen kurzen Moment schien es Elsbeth, als hätten sich ihre Blicke

gekreuzt, aber schon war Josias wieder in ein Gespräch mit der Müllerin verwickelt.



Der Wind blies vom See her und wehte Elsbeth das Kleid um die Beine. Sie wartete auf Josias, der hinter ihr den Küchleinweg hochgelaufen kam. Sobald er aufgeholt hatte, drehte sie sich und rannte wieder vor ihm. Er stöhnte verzweifelt und versuchte, mit ihr Schritt zu halten. Elsbeth lachte, sie hatte den Geschmack von Wein auf ihrer Zunge. Sie schaute wieder über ihre Schulter und beobachtete die tanzenden Gestalten auf dem Platz zwischen den Häusern im Stad. Ihre offenen Haare flogen ihr wild um den Kopf. Sie fröstelte in der kalten Herbstluft. Die Blätter in den Bäumen rauschten. Sie wirbelten in einem braunen und roten Sturm auf und flohen aus den Bäumen in die Weinstauden. Das Gras bog sich unter der Gewalt der Natur.

Josias grinste und breitete die Arme aus. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Wind. Elsbeth lachte und tat es ihm gleich. Sie spürte einen Tropfen auf ihrer Stirn. Als sie zum Himmel hochschaute, sah sie helle Tropfen aus den grauen Wolken auf sie zu fallen. Bald kam zum Rauschen des Windes das Prasseln des Regens dazu.

„Komm“, rief sie Josias zu und zog ihn weiter den Hang hinauf.

Er folgte ihr und sang die Melodie eines der Lieder, die sie

im Stad unten gesungen und dazu getanzt hatten. Elsbeth fand es wunderbarlich, dass er trotz der Kälte sang und sich im Regen drehte, als ob dieser ihm nichts anhaben könne. Doch auch sie fühlte sich nach den Neuigkeiten aus Zürich unbesiegbar. Dank der neuen flösse konnte die Schwyzer flotte am vorherigen Tag in die flucht geschlagen werden.

Der Regen wurde stärker und durchnässte das Wolltuch, dass sich Elsbeth um den Oberkörper geschlungen hatte. Sie spürte, wie die feuchtigkeit bis auf ihre schultern durchsickerte. Sie versuchte, sich am Rand des Kälchenweg zu halten, um unter den Bäumen Schutz zu finden, aber der Regen war mittlerweile so stark, dass das im Herbst magerere Blätterdach der Birn und Apfelbäume nicht mehr viel ausrichten konnte. Grosse Tropfen fielen von den Blätterspitzen und die Aste knarrten im Wind. Es donnerte in der ferne und der Regen weichte den erdigen Boden des Weges unter ihren blossen füssen langsam auf.

Elsbeth hatte Josias' hand nicht losgelassen und vielleicht redete sie sich ein, dass sie es tat, damit Josias sich beeilte, vielleicht hielt sie sie, weil er nicht losgelassen hatte, vielleicht aber gefiel es ihr einfach, seine hand zu halten. Es blitzte, und für einen Moment lang waren sie in gleissendes Licht getaucht. Josias' Wangen glühten rot und seine haare waren vom Wasser dunkler geworden. Vereinzelte Locken klebten auf seiner Stirn. So schnell das Licht gekommen war, so schnell verging der Zauber wieder. Josias schüttelte den Kopf, um die haare aus seinen Augen zu verbannen. Es

donnerte und die beiden sahen einander grinsend an und eilten weiter zum Chleisdorf hinauf.

Die Häuser waren schon in Sicht, als sie bei einem besonders steilen Abschnitt des Kälchenwegs angekommen waren, der nun einem Rinnsal glich.

Auf einmal glitt Josias auf dem rutschigen Boden aus und verlor das Gleichgewicht. Elsbeth packte ihn mit ihrer freien Hand am Oberarm und versuchte ihm zu helfen, aber der Schwung war zu gross und sie fiel nach ihm auf den nassen Boden. Ihr verschlug es einen Moment lang den Atem, aber dann prustete sie los, und sie sassen nebeneinander auf dem Weg und lachten. Josias war der erste, der sich wieder sammelte und aufstand. In seinen Augen glitzerte ein schelmisches Funkeln. Er hielt Elsbeth die Hand hin und half ihr auf. Kaum war sie wieder auf den Füßen umschlang er mit seinen Armen ihre Mitte und hob sie in die Luft. Erschrocken quietschte sie und stützte sich auf seinen Schultern ab. Josias wirbelte sie herum und lachte, ungestört davon, dass Elsbeth mit ihren Beinen in die Luft trat. Kichernd rief sie, er solle sie wieder runterlassen. Als sie wieder festen Boden unter ihren Füßen spürte, lehnte sich Elsbeth einen Moment lang ihm entgegen, um sich von der Aufregung zu erholen. Mit ihrer Stirne spürte sie seine warme Haut unter seinem Hemd. Er roch gut, so wie von der Sonne gewärmtes Gras.

„Genug ausgeruht, Elsi?“, raunte er ihr ins Ohr.

Und die wil sub die sachē also vercliffend **D**a hincend in
 die von zwing durb geseit helges in der vo zeltten wald von
 machend dazens zwen krieges fliff **A**uch eine garnil griffen
 der der ander **u**nd besunde der gess fliff wess fess der
 teig wil uff d' d' gewapotte wald **u**nd der munde wil
 v gewapotte wald zu alle b'isse and zing **u**nd vorwand
 die über alle massen spartbarliche zu gess **u**nd mit st'ie
 me **u**nd mit se st'ie l'isse **u**nd besprochene ande **u**nd d'ne
und die see st'ie **u**nd mit vil gr'ie st'ie b'isse klein **u**nd and
 gess **u**nd die fliff wald **u**nd auch zu gess mit vil zugeinder wald
 wald an d' d' zog **u**nd si garbals fliffen **u**nd der einigste
 fliff **u**nd waldend **u**nd der gress fliff die gress **u**nd der klein
 die cutter **u**nd **u**nd dem cepte sp'ie kapp' d'ne **u**nd mer **u**nd gess



Entrüstet löste sie sich von ihm und stand ihm auf den Fuss, um es ihm heimzuzahlen. Er rief aus, aber Elsbeth lachte und rief: „Genug gefaulenzt, Josi?“

Sie wirbelte herum und rannte den Hang hinauf, bevor er sie wieder fangen konnte. Sie hörte, wie er hinter ihr herrannte und lachte. Sie waren beide von Kopf bis Fuss durchnässt und ihre Kleider waren voll Schlamm vom Kälchenweg, aber Elsbeth verschwendete keinen Gedanken daran. Sie dachte daran, dass er sie Elsi genannt hatte. Sie dachte daran, wie seine Augen aufgeleuchtet waren, als sie ihn Josi genannt hatte. Sie dachte an seinen warmen Oberkörper und an seine Arme, um den ihren geschlungen.



Bald aber dachte sie nicht mehr daran, weil Lorenz von Florenz, mit dem riesenhaften Dom und dessen Kuppel, und von Venedig, einer Stadt, die auf dem Wasser schwebte, erzählte. Elsbeth und Agnes kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus und Agnes fragte, ob die Häuser denn verzaubert seien, dass sie nicht untergingen. Lorenz lachte und führte seine Geschichten fort. Er beschrieb das Meer, das bis zum Horizont reichte und sich dort mit dem Himmel traf. Wie die Sonne jeden Morgen aus dem Wasser auftauche und jeden Abend wieder ins Meer versinke. Elsbeth konnte sich nicht vorstellen, wie es war, das Meer zu sehen, endloses Wasser,

so sagte Lorenz, ähnlich wie in den wolkenfreien Himmel zu schauen.

Der Schnee war nass und kalt, aber es gefiel Elsbeth, wie die Eiskristalle an den Bäumen glitzerten. Die Luft war nicht wie in den warmen Monaten von Vogelgezwitscher erfüllt, aber in der ferne krächzten die Raben. Sie sah in den Himmel hinauf, wo die schwarzen Vögel über dem Wald kreisten. Sie waren schon weit in den Wald hinein gegangen und Elsbeths Magen knurrte. Noch drei oder vier gute Bäume mussten sie mindestens finden, bevor die Dunkelheit einbrach. Die kurzen Tage im Winter waren mühselig, die Finger von der Kälte steif und die Arbeit zäh, und doch konnte in einem Tag nie so viel erledigt werden wie im Sommer.

Endlich hatten sie den letzten Baum ausgewählt und ein Band darumgebunden. Die drei machten sich auf den Rückweg, um die anderen wieder zu finden. Elsbeth war unsicher, ob das für Agnes eine gute Idee war, aber sie konnten auch schlecht verschwinden und sich im Haus aufwärmen, während die anderen draussen im Schnee noch zu tun hatten. Lorenz gab es nicht auf, Agnes mit seinen Berichten abzulenken, und obwohl er über die Monate, die er wieder zurück war, schon viele Geschichten von seinen Reisen erzählt hatte, so hatte er sie selten so ausgeschmückt. Elsbeth fragte sich, wie viel er gerade dazudichtete, besonders als er von dem Künstler aus Murano erzählte, dem er begegnet war, der Blumen aus buntem Glas formen

konnte. Für sie hörten sich Glasblumen mehr wie Zauberei an.

Lorenz liess auch seine Heimreise über die Alpen nicht weg. Wie beängstigend es war, durch die Schöllenschlucht zu wandern, die so eng war, dass man das Gefühl hatte, die Felswände würden aufeinander zukommen und einem im Berg gefangen halten wollen. In der Schöllenschlucht überquerte Lorenz mit seinen Reisekameraden die Teufelsbrücke, was ihm natürlich ein Anlass war, die Urner Sage zu erzählen, obwohl Agnes und Elsbeth sie beide schon kannten. Lorenz gefiel es, Märchen und Sagen zu erzählen, und das jeweils mehr als nur einmal. Bei jedem Wümmetfest waren sie am Schluss um das Lagerfeuer gesessen und hatten seinen Erzählungen gelauscht. Seine Begabung fürs Erzählen von Geschichten hatte ihm den Ruf eines Träumers beschert.

Bald schon konnten sie die Rufe der Knechte, die gerade einen Baum umtaten, vernehmen. Lorenz trennte sich von ihnen und half seinem Bruder und den Knechten, während Elsbeth und Agnes dem alten Blüwler und Kätti halfen, die Bäume von den grössten Ästen zu befreien und sie hinter die zwei Pferde zu spannen, die sie dabei hatten. Beide Pferde waren vom Bauern in der Tollen ausgeliehen.

Am Abend, als die letzten Stämme hinunter ins Chleidorf gezogen wurden und der ganze Trupp mitging, erzählte Lorenz von dem Gewitter, das in einer Nacht sein Unwesen

getrieben hatte, die Lorenz in einem Hospiz mitten zwischen den Berggipfeln verbracht hatte. Der Donner sei lauter in den Bergen, sagte er, und er würde in den verwinkelten Tälern zurückgeworfen. Es entstände ein Echo, das den Donner noch ohrenbetäubender wirken lasse, man spüre die Erschütterung in der Brust. Die Blitze seien gleissend hell und erstreckten sich wie die Wurzeln eines mächtigen Baumes über das ganze Gebirge.

Elsbeth dachte daran, wie sehr Jakob diese Geschichten gefallen hätten, die Gefahr, die Kraft der Natur und die Magie all dieser fremden Orte.

„Elsi, eines Tages gehen wir und wir reisen in den Süden und in den Westen und in den Osten und sogar in den Norden“, hatte er gesagt. „Einfach so, nicht um neue Arbeit zu finden, und wir bleiben an einem Ort, solange wir wollen und gehen weiter, wann auch immer uns danach ist.“

Elsbeth hatte gelacht, wenn er sowas gesagt hatte, es waren schöne Tagträume, die Jakob gehabt hatte. Trotzdem wusste die junge Frau, dass selbst wenn Jakob noch am Leben wäre, dieses Unterfangen ein Unmögliches wäre. Sie konnten sich nicht erhoffen, wie Adlige oder reiche Bürger zu reisen und das Leben zu bestaunen. Elsbeth wagte sich noch nicht einmal, wirklich von ihrem eigenen kleinen Garten zu träumen. Doch obwohl sie nie geglaubt hatte, dass Jakobs Vorstellungen jemals Wirklichkeit werden würden, schmerzte sie der Gedanke, dass er die Geschichten von Lorenz nie hören würde. Vielleicht in vielen Jahren, wenn sie den letzten

Atemzug getan hatte, würde sie Jakob erzählen können, wie gross und sonderbar die Welt doch tatsächlich war.



Elsbeth war verwirrt, als Kesa sie am Morgen früh weckte und ihr zuflüsterte, sie habe Besuch. Ihre Verwunderung löste sich bald auf, als sie Josi erblickte, der in der Stube vor dem bereits eingefeuertem Herd sass und erfreut aufblickte, als sie eintrat. Kesa sass auch in der Stube und strickte, so gut es das Kindlein in ihrem Schooss erlaubte, das über den vergangenen Monat schon um einiges gewachsen war. Wahrscheinlich war es dem Kindlein zu verdanken, dass seine Mutter so früh wach war und Josi in das Haus hereingelassen hatte. Elsbeth warf einen Blick nach draussen durch den Eingang, der sich zwischen Aufgang aus der Gesindekammer im Keller und dem Tisch befand, an dem Josi sass, indem sie die Tür einen Spalt weit öffnete.

„Was machst du denn um diese Zeit hier?“, fragte sie verwundert, sie versuchte ihre Stimme leise zu behalten, um niemanden zu wecken.

Die Blüwler schliefen nun im Raum neben der neuen Stube, deren Decke jetzt höher war als vor dem Überfall der Schwyzer. Lorenz hatte angefangen, eine Rosette in das Holz zu schnitzen. Die Bollensteinmauer mit den Brandspuren hatten sie behalten und in das neue Haus eingebaut, waren Baumaterialien doch so kostbar.

„Ich wollte dich fragen, ob du mich auf den Friedhof begleiten würdest?“, sagte Josias.

Elsbeth war sich fast sicher, dass seine Wangen rosiger waren als normalerweise. Es erinnerte sie an das Fest im Stad, als er neben ihr aufgetaucht war und sie an den Händen in den Kreis der Tanzenden gezogen hatte. Wahrscheinlich lag die Farbe seiner Wangen einfach an der Kälte draussen. Elsbeth machte sich daran, ein Wolltuch über Schultern und Haare zu schlingen. Über Nacht hatte sie es zum Trocknen in der Stube gelassen. Das Tuch war wegen des früh angezündeten Feuers wohlrig warm.

Es schneite, als die beiden aus dem Haus traten. Elsbeth schaute hinab zum See, aber eine dichte Nebeldecke verhüllte ihn, und Elsbeth dachte, dass der Ausblick auf das Meer vielleicht auch mit dem Nebel und dem Boden, der plötzlich in der weissen Leere verschwand, vergleichbar war.

„Meinst du, der Nebel ist ähnlich wie das Meer?“, fragte sie Josi.

Er zuckte mit den Schultern und antwortete schliesslich: „Vielleicht wenn du runter zum See gehst und das andere Ufer nicht sehen kannst? Aber ich weiss es nicht, ich war noch nie am Meer.“

Elsbeth zögerte, bevor sie zugab: „Ich finde es unheimlich. Dass kein Land in Sicht ist. Was ist wohl hinter dem Horizont?“

„Das Paradies?“, schlug Josi vor, aber Elsbeth bezweifelte das.

Sie waren schon auf halbem Weg die Hängni hinaufgestiegen. Die Schneeflocken segelten aus dem Nebel auf den bereits verschneiten Wein und verfangen sich in Josi's dunklem Haarschopf. Hoffentlich fror er nicht an den Ohren, dachte Elsbeth. Die weisse Nebelwand, die sie umgab, schien sich etwas zu lichten und Elsbeth nahm an, dass die Sonne jetzt hinter dem Wald aufgegangen war. Josi musste sehr früh aufgestanden sein, wenn er um diese Zeit schon hier war. Elsbeth lief ein kalter Schauer über den Rücken, als sie an den Wald dachte, durch den er im Dunkeln gekommen sein musste. Immerhin war er zu Ross gekommen, dachte sie, als sie es am Zaun bei der Kälche angebunden vorfand.

Sie folgte Josi zum Friedhof und brauchte einen Augenblick, um sich orientieren zu können. Die schneeweisse Decke hatte sich, seitdem sie das letzte Mal hier gewesen war, noch einmal verdickt und die Kreuze auf den Gräbern versanken immer tiefer in den Schnee. Sie ging hinter Josi her zu dem Grab, bei dem er letztes Mal gekniet hatte, als sie hier waren. Das war schon Monate her, dachte Elsbeth und bedauerte, dass es im Winter keine Blumen gab, die sie auf das Grab legen könnte.

Josi hatte sich schon vor dem Grab in den Schnee gekauert. Elsbeth schielte zu ihm hinüber. Er hatte beide Hände auf seine Knie gelegt, sein Blick war auf den Boden gerichtet und er machte den Eindruck, als wolle er sich erklären, aber wisse nicht, wie. Elsbeth wandte ihre Augen ab und sah zu, wie eine Schneeflocke nach der anderen auf ihrem braunen Rock landete und schmolz.

„Das ist das Grab meiner kleinen Schwester“, flüsterte Josi

Mit fester werdender Stimme fuhr er fort: „Letzten Winter hatte sie starken Husten und dann kam das Fieber. Wir haben ihr Wickel um die Beine gemacht und ihr Kräutersud gegeben, aber die Temperatur wollte einfach nicht sinken. Trotzdem blieb sie stark, den ganzen Dezember durch, und dann...“, Josis Stimme zitterte ein wenig, „...einen Tag nach Beginn des neuen Jahres hat sie mich gebeten, ihr vor dem Einschlafen eine Geschichte zu erzählen. Darauf hat sie die Augen geschlossen und ich dachte, sie wolle einfach nur ein bisschen schlafen, aber sie wachte nie mehr auf, und meine Eltern holten den Priester.“

Elsbeths Herz wurde mit jedem seiner Worte schwerer und sie spürte, wie ihre Augen zu brennen begannen. Sie legte ihre Hand vorsichtig auf seine Schulter. Die Schneeflocken wurden lichter.

„Wie war ihr Name?“, fragte Elsbeth leise.

„Anna.“

Sie verweilten noch einige Zeit. Elsbeths Blick wanderte zu Jakobs Grab, dann zu jenem ihres Vaters. Sie schluckte und dachte daran, was ihr Josi erzählt hatte und an die Momente, die sie gemeinsam erlebt hatten. Der erste Friedhofsbesuch miteinander, die kurzen Begegnungen, wenn er bei der Chleisdörfler Mühle vorbeikam, das fest im Stad, und als sie ihm voller Stolz das neue Erdgeschoss des Blüwlerhauses gezeigt hatte, das sie während des vergangenen Monats aufgebaut hatten. Sie dachte daran,

dass Hans fortgegangen war und wie sie Agnes nicht alles sagte, weil ihre Freundin schon genug Sorgen hatte.

„Wessen Grab war es, bei dem du im Sommer die Blumen hingelegt hast?“, fragte Josi und erhob sich.

Elsbeth führte ihn zu dem Ort, an dem Jakob im Sommer bestattet wurde. Hier kniete sie sich in den Schnee.

„Hier liegt Jakob. Er wurde beim Überfall erstochen.“

„Ich habe davon gehört, und...“, Josi kniete neben sie nieder, „Agnes hat mir erzählt, dass ihr euch nahegestanden seid.“

Elsbeth nickte. Sie fand es nicht leicht daran zu denken, wie sehr sie Jakob geliebt hatte. Manchmal versuchte sie, ihn ganz aus ihrem Gedächtnis zu verbannen, indem sie stets eine Beschäftigung suchte. Am besten gelang es ihr, wenn sie mit Agnes sprechen konnte. Nichtsdestotrotz konnte sie Jakob und seine Verzweiflung kurz vor seinem Tod nicht verdrängen. Sie wollte ihn auch nicht vergessen. Ihr Herz klopfte schneller, wenn sie sich an die Spaziergänge in der Abendsonne mit ihm erinnerte. Aber ihr war auch bewusst, wie das Rot des Himmels blasser geworden war, sein Lachen nicht mehr so wirkte, als sei er gleich neben ihr, sondern eher als klappte zwischen ihnen eine Schlucht. Sie konnte sich nicht mehr richtig vorstellen, wie sich ihre Hand in seiner angefühlt hatte, ihre Lippen auf seinen. Die einstige Wärme, die sie nach seinem Tod geglaubt hatte zu spüren, war immer schwächer geworden, bis Elsbeth sich nur noch an Jakobs kalte Hand erinnern konnte, die sie bei seiner Aufbahrung gehalten hatte. Die Tränen, die Elsbeth zuvor in die Augen

gestiegen waren, rannen vereinzelt über ihre Wangen. Sie spürte, wie Josi ihre Hand drückte, und sie lehnte sich mit ihrer Schulter an seine. Er flüsterte ihr tröstende Worte zu, und sie knieten im Schnee und weinten.

Nach einiger Zeit richtete Elsbeth sich etwas auf und schniefte. Sie atmete durch und sah in Josis fragendes Gesicht. In seinen Augen standen Tränen.

„Ich würde gerne noch das Grab meiner Eltern besuchen.“

Überraschung zeichnete sich in seinen Gesichtszügen ab, aber er hielt sich mit seinen Fragen zurück und folgte ihr. Diesmal setzten sie sich nicht in den Schnee, Elsbeth wollte eigentlich auch nicht mehr lange bleiben, sie sollte bald zurückgehen, denn auch wenn sie sie durch den Nebel nicht sehen konnte, so war sie sich doch sicher, dass die Sonne schon weiter über den Wald und die Allmend gewandert war. Ausserdem wollte Elsbeth nicht noch mehr Gedanken daran verschwenden, was hätte sein können, wie sie es oftmals tat, wenn sie zu lange an ihre Eltern dachte.

„Ich wusste nicht, dass du von Zollikon bist“, bemerkte Josi.

Elsbeth nahm an, dass er gedacht hatte, sie sei, wie viele andere Mägde, als Tagelöhnerin nach Zollikon gekommen, habe eine Stelle bei Weinbauern gefunden und sei geblieben. Auf einmal hatte sie das Bedürfnis, ihm zu erzählen, dass sie hier geboren und aufgewachsen war, dass ihr Vater bei den Blüwler Knecht gewesen war und ihre Mutter nach Zollikon kam und bei den Toman arbeitete, wie sie von Johanna gehört

hatte. Elsbeth erzählte von ihren Eltern, die sich ineinander verliebten und heirateten, und wie ihr Vater seinen Lohn gespart hatte, um sich ein kleines Bäumchen leisten zu können, das ihre Eltern gemeinsam auf der Allmend pflanzten. Josi hörte aufmerksam zu als sie weiterfuhr, über ihre Mutter, die kurz nach der Geburt ihres Kindes starb und wie dies ihren Mann ins Elend trieb; dass er seinen Kummer und Lohn in Alkohol ertränkte und wie Elsbeth jeden Abend nachschauen musste, ob ihr Vater daheim sei, und ihn suchen ging, wenn er nicht mit den anderen in der Kammer war. Und dann erzählte sie von jener Winternacht, in der sie ihren Vater nicht mehr finden konnte. Von ihrer Verzweiflung, wie sie bis in den Wald hinein und bis ans Seeufer gesucht hatte, wie Jakob und viele aus dem Chleidorf mitgeholfen hatten, aber dass die Dunkelheit schon eingebrochen war und es begonnen hatte zu schneien. Schliesslich wurde die Suche aufgegeben. Am nächsten Morgen kam der alte Blüwler zu ihr und erklärte, dass ihr Vater nicht mehr zurückkommen würde, dass er im See umgekommen war.

Nachdem Elsbeth fertig gesprochen hatte, schlang Josi seine Arme um sie. Sie lehnte sich an ihn und legte ihre Arme um seinen Hals. Elsbeth schaute den Hang hinunter Richtung See und glaubte, es blau durch den Nebel schimmern zu sehen. Auf einmal sah sie, wie sich im Schnee etwas bewegte. Zuerst dachte sie, es sei ein Kaninchen, aber dann erkannte sie, dass es Agnes war, die hinter der Kuppe auftauchte. Sie fühlte wie Josi sie fester umarmte und sie legte ihren Kopf auf seine Schulter. Er lachte, als ihn ihre Haare am Hals kitzelten, und

sie löste sich wieder aus seinen Armen.

„Schau, Agnes!“, sagte sie und er drehte sich, um der Richtung ihres Blickes zu folgen.

Das Mädchen stolperte durch den Schnee zwischen den Weinstöcken hindurch und Elsbeth lachte, als sie einmal mit dem Fuss hängen blieb, das Gleichgewicht verlor und fast umgefallen wäre, aber sich dann gerade noch retten konnte, indem sie sich mit ihrer Hand abstützte. Sie richtete sich wieder auf und winkte Josi und Elsbeth zu.

„Ich bin froh, dass du Agnes hast“, murmelte Josi neben ihr auf einmal, und Elsbeth schaute ihn verwundert an.

Sie war auch froh, eine so gute Freundin zu haben, aber Josi schien auf etwas anderes hinauszuwollen. Er schaute unsicher auf seine Füsse und räusperte sich peinlich berührt.

„Ich glaube, es ist gut, dass du dich um sie kümmerst.“

Agnes war jetzt bei der Friedhofsmauer und Elsbeth ging zu ihr, gefolgt von Josi. Agnes begrüßte die beiden und teilte Elsbeth mit, dass sie unten gebraucht werde. Elsbeth verabschiedete sich mit einem schüchternen Lächeln von Josi. Er erwiderte das Lächeln und band sein Ross los. Agnes und Elsbeth gingen derweil die Hagni wieder hinunter, wobei sie aufpassen mussten, nicht auszurutschen.

„Ich hoffe, ich habe euch zwei Turteltäubchen nicht gestört, ihr saht sehr friedlich aus miteinander“, sagte Agnes und grinste Elsbeth frech an.

„Lass das!“, rief Elsbeth und schubste Agnes so, dass sie rücklings in den Schnee fiel.

Das liess sich das Mädchen aber nicht bieten und schon

balð sass auch Elsbeth im Schnee. Die beiden bewarfen sich einige Zeit mit Schnee, bis sie zur Besinnung kamen und eilig nach Hause gingen.

Als Elsbeth später damit beschäftigt war, Wolle zu spinnen, dachte sie über Agnes' Worte nach. Josi und sie mussten wirklich ein friedliches Bild abgegeben haben, so nahe wie sie beieinandergestanden waren. Sie fand aber, dass Agnes mit ihren Turtelstäubchen übertrieb. Es war nicht, als wären Josi und sie auf einem romantischen Spaziergang gewesen, um den Sonnenaufgang zu betrachten. Der Friedhof wäre auch nicht der richtige Ort für so etwas. Sie waren einander ja nur in den Armen gelegen, weil sie gemeinsam getrauert hatten. Als sie an Josi's Schulter gelehnt hatte, hatte sie seine Körperwärme gespürt. Elsbeth verscheuchte den Gedanken daran und auch jenen, dass er so gerochen hatte wie damals im Herbst, nach dem Dorffest im Stad. Nach sonnengewärmten Weinreben. Es war ein wohliger Geruch im Winter. Nein, sie wollte nicht darüber nachdenken.



Agnes rief aufgeregt aus, als Lorenz auf den zu einem Spitz zulaufenden Balken auftauchte und eine junge Tanne auf den Giebelbalken hob. Elsbeth und Kätti, wie auch diejenigen Angehörigen der Blüwler, die nicht auf dem Dach

waren und einige der Zolliker Familien, jubelten mit, als das Bäumchen auf der Ostseite des Giebels aufgerichtet wurde und von Lorenz und Kuedi, einem Zürcher Zimmermann, befestigt wurde. Während die Männer vom Dach herunterkletterten, sorgte die Blüwlerin dafür, dass die Menschenmenge einen Halbkreis um die Tür des Winzerhauses bildete. Bald schon trat Kuedi heraus und räusperte sich. Es folgte eine Rede über den Bau, über die fleissigen Zimmerleute, wie auch die Blüwler und ihr Gesinde, die überall geholfen hatten, wo sie nur konnten. Die Rede wurde mit einem kräftigen Applaus belohnt. Nach dem Zürcher meldete sich nun auch der alte Blüwler zu Wort, der über die Grauen und Schrecken des 22. Julis sprach und im Anschluss seine Söhne für die Planung des neuen Hauses lobte. Zum Schluss bedankte er sich beim Stift zum Grossen Münster für die Unterstützung. Seine Rede wurde gleichfalls mit Applaus und lauten Jubelschreien gekrönt, und dann begann das Fest.

Eine Truppe fahrender Musikanten begann zu spielen. Sie zogen von Weiland Richtung Zürich und waren nun gerade am richtigen Tag gekommen für die Aufrichte. Schon nahmen sich die Ersten an den Händen und bald jagten die Dorfbewohner in einem wilden Kreis um das Feuer, das inmitten des Chleidorfs hoch und lichterloh brannte. Die Blüwler waren die ersten im Dorf, die die Aufrichte feierten, und es war ein Zeichen für die Zolliker, dass die Mühseligkeit ohne richtiges Dach über dem Kopf bald vorbei war. Es hatten dieses Jahr viele an Husten und schlimmem Fieber

gelitten, weil die Häuser die Wärme nicht gut behalten konnten und der eisige Winterwind durch die Ritzen fegte. Die kalte Jahreszeit hatte mehr Menschenleben gefordert als in den Jahren davor. Mit der ersten Aufrichte begann eine frohe Zeit. Langsam wurden die Tage wieder länger, und die ersten Schneeglöckchen sprossen aus dem Schnee. Obwohl der Frühling noch nicht begonnen hatte, blühte in den Herzen vieler schon die Hoffnung auf ein friedliches Leben, so wie einst vor einem Jahr.

Elsbeth trat aus den Tanzenden hinaus, als sie Josi zwischen den Menschen erkannte. Er grinste und sie ahnte, dass er ihr dabei zugesehen hatte, wie sie mit Agnes an der einen und Kätti an der anderen Hand um das Feuer gerannt war. Josi schritt auf sie zu und hob sie als Begrüssung in die Luft. Im ersten Moment genoss sie das leichte Gefühl ohne Boden unter ihren Füßen, aber es hielt nicht lange an, und ihr trat die Schamröthe ins Gesicht. Sie verlangte, wieder auf eigenen Füßen zu stehen und Josi kam ihrer Bitte nach. Er stupste ihr auf die Stirn und fragte, ob sie ihm zeigen würde, wie man hier im Chleidorf richtig tanzte. Elsbeth lachte ihn aus, denn sie wusste, dass dem Müllerssohn das sehr wohl bekannt war. Elsbeth nahm ihn an der Hand, und die beiden fügten sich zwischen Agnes und Kätti ein. Das Feuer spendete Wärme, die ihnen willkommen war, denn obwohl es nicht mehr februar war, so war die Nachmittagssonne noch immer kaum spürbar. Der Hund der Toman hechtete neben Katharina her, die ihren jüngeren Geschwistern vormachte, wie sie ihre Beine bewegen sollten. Die Musik, das Knistern

Des Feuers, das Stampfen der Füße und das Rauschen der Stimmen verwoben sich in eine einzige Melodie. Elsbeths Herzschlag raste im Takt und sie schaute immer wieder zu Josi; ihre Blicke trafen sich fast jedes Mal, wenn sie es tat. Sie fragte sich, ob ihre Augen auch so leuchteten wie die seinen. Spiegelte sich das Feuer in ihnen oder strahlte das Licht aus ihnen heraus?

Ihre Kehle brannte vor Durst und Elsbeth hörte auf zu tanzen, um eine Weile zu verschnaufen. Josi kam mit ihr mit, und sie sassen etwas abseits vom Fest auf eine Bank, von der sich Elsbeth ziemlich sicher war, dass man sie aus der Stube der Blüwler getragen hatte. Sie sassen noch nicht lange da, als der alte Blüwler auf sie zukam und Elsbeth zurief, sie solle mitkommen. Josi wollte schon aufstehen und sie begleiten, aber der Winzer meinte, es sei besser, sie käme allein. Elsbeth zuckte die Schultern, als Josi sie verärgert ansah. Sie war genauso verwundert über die Bitte des alten Blüwler wie er.

Sie folgte dem Bauern zwischen den Häusern hindurch zum Weg. Ein Wagen mit einer Leinenplane über den Gütern stand hinter dem Haus der Alder, und der fahrende Händler, dem der Wagen wohl gehörte, lehnte daran. Er war Elsbeth bekannt, er kam jedes Jahr nach Zollikon, um Sprösslinge zu verkaufen.

Der alte Blüwler sah ihr wohl an, dass sie sich fragte, was sie mit dem Baumhändler zu tun hatte, denn er erklärte: „Er hat einen Spross für Jakob.“

Elsbeth verstand nicht, was vor sich ging, wie kam der Händler darauf, Jakob etwas zu bringen?

„Aber Jakob ist –“

Heini unterbrach sie: „Ich weiss, aber er hier sagt, Jakob habe schon im Voraus für seine Bestellung bezahlt, letztes Jahr, um genau zu sein. Da dachte ich, du könntest das Bäumchen doch nehmen.“

Elsbeth war dankbar, dass er an sie gedacht hatte, sie versuchte an jeder ihrer Erinnerungen mit Jakob festzuhalten. Ihr wurde aber immer öfter bewusst, wie zwischen lebhaften Vorstellungen immer mehr Lücken auftauchten.

Sie überlegte, aber sie kam einfach nicht darauf, was Jakob mit einem Baum anfangen wollte. Der Händler hatte sich in der Zwischenzeit umgedreht, hob das Tuch über seinen Pflanzen an, nahm einen kleinen Sprössling heraus und hielt ihn Elsbeth hin. Völlig in ihren kreisenden Gedanken verloren, hob sie die Hände, um das Bäumchen anzunehmen. Sie hielt das Gefäss in ihren Armen und senkte ihren Blick auf die feinen Ästchen. Elsbeth versuchte herauszufinden, welche Baumart sie in den Händen hielt, indem sie den Sprössling genau betrachtete. Die ersten Knospen hatten sich an den Enden entwickelt und Elsbeths Atem stockte, als sie es erkannte. Es war ein Apfelbaum.

Ihr Herz begann laut zu pochen und das Blut rauschte in ihren Ohren. Die Äste des Bäumchens begannen sich vor ihren Augen wie knorrige Finger zu bewegen. Sie schienen nach ihr zu greifen. Elsbeth kniff die Augen zusammen und öffnete sie wieder, in der Hoffnung, ihre Sicht wäre nicht

mehr so verzerrt. Die Äste standen wieder still, aber dafür begann sich die winzige Baumkrone als Ganzes zu drehen. Auf einmal wusste sie, wofür Jakob den Sprössling bestellt hatte. Elsbeth umklammerte den Spross und drehte sich um, um zu fliehen. Heini Blüwler rief ihr hinterher, aber sie rannte weiter die Hagni hinauf. Preschte durch die Reben nach oben, die Weinblätter peitschten an ihre Arme, die um den Sprössling geschlungen waren. Elsbeths Atem rasselte in ihren Ohren, die Musik drang gedämpft zu ihr herauf. Sie fühlte sich, als würde die heitere Melodie sie verspotten. Ihre Beine gaben unter ihr nach und Elsbeth stürzte in den niedergetretenen Schnee. Schmerz durchfuhr ihren rechten Unterarm, als sie damit gegen die Kante des Tongefässes stiess. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie rappelte sich auf. Der Baum war gekippt, einen Teil der Erde war ausgeleert. hektisch grapschte sie danach und warf die Erde wieder in das Gefäss. Sie richtete das Apfelbäumchen auf und blieb davor niedergekauert und schluchzte. Sie wusste, was Jakob mit dem Sprössling gewollt hatte. Was sie gewollt hatte. Sie dachte an die Bäume auf der Allmend. An Ueli und Kesa, die gemeinsam vor einem Birnensprössling knieten und die Erde um den zierlichen Stamm festdrückten. Sie dachte an die Jubelrufe, Uelis Geschwister und Eltern. Sie hatte am selben Abend neben Jakob auf der Wiese gelegen und ihm gesagt, wie sehr ihr dieser Brauch gefiel. Elsbeth weinte in ihre Handflächen, ohne daran zu denken, wie schmutzig sie waren. Jakob hatte gelacht und sie gefragt, was für einen Baum sie wählen würde. Elsbeth dachte an ihren ersten Kuss, der Windstoss, der weisse Apfelblüten um sie wirbelte, wie

ein süß riechender Schneesturm. Jakob war nicht überrascht über ihre Antwort, er hatte die Hand an ihr Haar gelegt und ihr einen Kuss auf die Lippen gedrückt. Sie seien aber keine Bürger, hatte Elsbeth geflüstert.

„Eines Tages“, hatte er zurückgeflüstert, „werden wir genug zusammenspart haben und in unserem eigenen Heimetli wohnen, und dann kannst du deinen kleinen Garten haben, mit den Rosen, die du so gerne hast.“

„Und dann pflanzen wir einen Apfelbaum?“, hatte sie hoffnungsvoll gefragt.

„Bis dahin hat er schon längst Äpfel und wir können am Sonntag nach dem Gottesdienst auf die Obstallmend wandern und darunter sitzen und zusammen den Sonnenuntergang anschauen.“

Elsbeth war die Röte ins Gesicht gestiegen, sie hatte gelacht und Jakob umarmt, und jetzt sass sie da mit roten Augen und umklammerte den kleinen Apfelbaum. Elsbeth entsann sich, wie sie mit ihrem Vater auf die Allmend gegangen war, als sie noch ganz klein war, wie sie sich mit ihrer Hand an der ihres Vaters festgehalten und emsig versucht hatte, mit seinen langen Schritten mitzuhalten. Er hatte sie zu den Bäumen gebracht. Als sie mit ihren Fingern über die Zweige des Apfelsprösslings strich, wiederhallten seine Worte in ihrem Kopf: „Wenn zwei Bürger den heiligen Bund der Ehe eingehen, so setzen sie auf der Allmend einen Obstbaum für das Wohl der Gemeinschaft.“

Elsbeth presste ihre Stirn in den Schnee, ihre Arme an die Seiten ihres Kopfes und schrie. Bald versiegte ihr Schrei und stattdessen brannte es in ihrer Kehle. Ein schwerer Stein lag

ihr zwischen Hals und Brust und zog sie mit seinem Gewicht zu Boden. Im schlimmsten Schneesturm konnte Jakobs Liebe ihr Herz erwärmen, aber von dem Moment an, in dem er seine Hände um den Griff des Schwertes gelegt hatte, von dem Moment an, in dem Jakob sie gerettet hatte, war die Wärme zu einem lodernnden Feuer geworden. Die Flammen hatten ihr Herz ausgehöhlt und sich über ihre Lungen ausgebreitet. Stechender Rauch in ihrer Kehle, ihre Zunge ausgetrocknet, so dass sie nicht mehr atmen, nicht mehr reden konnte. Alles, was sie noch hatte, waren die verkohsten Überbleibsel ihres Herzens und einen Apfelsprössling. Elsbeth lachte spöttisch auf. Sie hatte wirklich geglaubt, sie sei besser als ihr Vater, könne ihre Heilung finden. Doch wie könnte sie jemals wieder tanzen, wenn sie mit dem Gedanken leben musste, dass, wenn die Schwyzer nur ein knappes Jahr später gekommen wären, Jakob und sie Mann und Frau gewesen wären?

Sie vergrub ihren Kopf tiefer im Schnee und in ihren Armen und wimmerte: „Ich wollte mit dir den Baum pflanzen. Bitte, bitte Gott, vereine uns! Warum hast du ihn von mir genommen?“

Elsbeth richtete sich auf und hob ihr Antlitz in den Himmel empor, bevor sie schluchzte: „Das ist nicht gerecht! Warum?“

Es blieb still. Die Sonne senkte sich langsam zum Uetliberg. Der Schnee glitzerte im Licht. Die Wolken zogen über den Himmel. Der Blüwlerin eingegangene Rose verwitterte im Garten zu Erde, Asche und Staub.

Elsbeth fiel wie ein verwundetes Tier auf ihre Seite und weinte, und weinte, bis sie keine Tränen mehr in sich hatte,

aber sie schluchzte dennoch weiter, bis sie schliesslich einnickte.

Sie erwachte wieder, weil jemand sie sanft an der Schulter schüttelte. Nachdem sie sich die Augen gerieben hatte, erkannte sie Agnes, die neben ihr kauerte. Es war dunkel und Elsbeth erfuhr einen Schrecken, als sie begriff, wieviel Zeit vergangen war. Das Mädchen vor ihr musterte sie besorgt, bis ihr Blick auf das Bäumchen neben ihr fiel. Neugierig streckte Agnes die Hand danach aus und strich über einen der Zweige.

„Was ist das?“, fragte sie.

Elsbeth musste sich räuspern, bevor sie ihre Stimme, die rau vom Schlaf und der Kälte war, wieder gefunden hatte.

„Ein Apfelbaum... von Jakob“, murmelte sie.

Agnes runzelte die Stirn sichtlich verwirrt und musterte Elsbeths Gesicht. Dann stand sie auf und hielt ihr die Hand hin, um sie hochzuziehen. Elsbeth wurde einen Moment lang schwarz vor den Augen, und ein dumpfes Pulsieren verbreitete sich hinter ihrer Stirn und Augen. Sie hob den Sprössling auf und stapfte neben Agnes her, die sie stützte und sie sicher ins Haus brachte. Es war nur noch eine kleine Gruppe von Dorfbewohnern mit den Musikern um das Feuer versammelt; sie tranken Wein miteinander. Agnes führte Elsbeth hinunter zu ihrem Schlafplatz. Sie half ihr, ihren durchnässten Überrock auszuziehen. Die beiden legten sich nebeneinander ins Bett. Elsbeths Augen fielen zu, und ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen war, dass der Tod

Jakob von ihr geschieden hatte, bevor die Ehe sie vereint hatte.



Dunkle Wolken hauchten sich am Himmel auf. Sie verschluckten die Sterne und tauchten den See und alles Umliegende in Finsternis. Der erste Regentropfen fiel auf das Kopfsteinpflaster in einer Gasse zwischen zwei hohen, aber schmalen Häusern, und bald prasselte der Regen auf die Dächer und Zinnen der Zürcher Häuser. Der Wind nahm zu und langsam zog das fürcherliche Ungeheuer weiter, dem See entlang. Das Wasser des Nebelbachs schäumte und der Wasserstand stieg und stieg. Bald fiel der erste Tropfen im Stad und dann zog der Regen weiter, hinauf, ins Chleidorf, wo er sich auf die Häuser stürzte und das Wasser des Weihers über die Ufer trat, der Chleidörflerbach rauschte. Die Glut zwischen den Häusern wurde endgültig abgekühlt. Der Regen war nichts Ungewöhnliches. Aber in der Aufregung der Aufrichte entging es jedem einzelnen der Bewohner des neuen Winzerhauses, dass niemand die Abdeckung über das Dach gespannt hatte.

Unaufhaltsam fiel der Regen durch die Dachbalken und prasselte auf den Holzboden, unter dem die Stube und eine Schlafkammer eingerichtet waren. Der Regen peitschte gegen die Wände, und nach und nach sickerte das Wasser in den Holzboden, auf dem die wachsbemalte Leinwandplane

vergessen in einer Lache lag. Es donnerte und der Wind brachte die kleine Tanne auf dem Dach heftig ins Wanken. Die Natur wütete unbeirrt weiter, ohne Erbarmen, ohne Gnade.



Ein paar Tage nach Ostern stach Elsbeth im Garten eines der Gemüsebeete um, um Kohl anzupflanzen. Kätti kam zurück vom Bach, wo sie zwei Eimer gefüllt hatte, um die Beete zu giessen. Die Tage wurden länger und das Sonnenlicht schien wärmer, trotzdem blieb die Luft noch immer kühl. Das Wetter im April war für seine Täuschungen bekannt, erst zwei Tage zuvor hatte es gewittert. Zum Glück war das Dach nun fertig gedeckt, und es regnete nicht mehr in die Dachkammer, wie es im vergangenen Monat geschehen war. Nach dem Ungeschick im März mussten einige Tage abgewartet werden, bis das Holz innerhalb des Dachbodens wieder etwas trocknete, damit es nicht zu schimmeln beginnen würde. Das Haus stand nun ganz fertig in seiner vollen Pracht, mit hohen Decken und edler Deckenverkleidung in der Stube. Elsbeth fand es merkwürdig, dass es schon wieder aufgebaut war, und sie wieder in einer separaten Kammer für die Mägde schlief. Lorenz und Heini planten schon die Erhöhung des Hauses um ein Stockwerk. Sie waren sich nicht sicher, ob sie es sich nächstes Jahr schon leisten konnten, aber es wurde langsam nötig, das Haus zu

vergrössern, weil die Familie mit den Kindern von Ueli und Kesa gewachsen war, und sie wieder mehr Gesinde hatten.

Lorenz dachte daran, in die Stadt zu gehen und dort das Handwerk der Zimmerleute zu erlernen. Die Trotte war halb fertig eingerichtet und Ueli versprach sich davon, noch mehr Wein gewinnen zu können.

Alles ging wieder seinen gewohnten Lauf und Elsbeth fühlte sich, als erlebe sie das alles aus der Entfernung. Als sei sie ein Geist, der die Lebenden beobachte, die ihren Aufgaben und Pflichten nachgingen. Sie sah, wie Agnes über Kättis verrückte Witze lachte, die sie beim Abendessen machte, und Elsbeth freute sich über die Glückseligkeit ihrer Freundinnen, aber sie fühlte sich nicht Teil dieser Momente. Als wären sie schon Erinnerungen, von ihr abgeschieden durch eine dichte Nebelfront.

Die Frühlingssonne schien ihr zu helfen, diesen Nebel zu durchbrechen und Elsbeth freute sich wahrlich an den Blumen, die aus dem Boden schossen und farbenfroh blühten. Nachdem sie mit dem Kohlbeet fertig war, nahm Elsbeth das Unkraut, das sie herausgezogen hatte und wollte es auf den Haufen bringen, der in einer Ecke des Gartens lag, aber sie wurde abgelenkt, von dem Gestrüpp, das einst eine Rose gewesen war. Sie duckte sich und riss die letzten verbrannten und ausgetrockneten Überbleibsel aus. Sie warf sie mit dem Unkraut auf den Haufen. Die Hoffnung, dass die Rose jemals wieder blühen würde, hatte sie endgültig aufgegeben.

Als sie wieder zu den Beeten zurückkam und Kätti ihre Hilfe anbieten wollte, fragte diese stattdessen: „Soll ich den

Apfelbaum einpflanzen?“

Elsbeth schüttelte den Kopf, Kätti zuckte mit den Schultern, goss den Sprössling und liess ihn am Zaun zwischen der Tanne und dem Zwetschgenbaum stehen.

Zunächst gruben die beiden Mägde das Beet um, das für die Kanden gedacht war. Als der Boden schön feinkörnig war, zogen sie Saatrinnen und säten die Samen.

„Sag mal“, sprach Kätti, sie war weniger ruhig als Agnes und zog es vor, während der Arbeit ein Pläuschchen zu halten, „hast du in letzter Zeit einen der Müller aus Trüchtenhusen gesehen?“

Etwas argwöhnisch verneinte Elsbeth. Einmal als sie vom Rebberg hochgekommen war und Josi aus der Chleidörflermühle treten gesehen hatte, hatte sie sich schnell geduckt und sich hinter dem Wein versteckt, um nicht mit ihm sprechen zu müssen. Sie wollte vermeiden, dass Kätti von ihrer Freundschaft mit Josi, wenn man es so nennen konnte, erfuhr. Denn wenn Kätti etwas wusste, dann wusste es am nächsten Tag das ganze Dorf.

„Einer der Müllerssöhne von oben, der, mit dem du bei der Aufrichte getanzt hast, der hat vor ein paar Tagen nach dir gefragt“, erzählte Kätti und Elsbeth fühlte, wie das schlechte Gewissen aus ihrem Hinterkopf kroch. Sie war sich ihrer Feigheit bewusst, wenn sie ihm auswich, aber sie wusste auch nicht, was sie ihm sagen sollte.

„Weisst du“, fuhr Kätti fort, „es gibt dieses Sprichwort, wie ging es noch gleich? Alle Müller sind Schelme, aber nicht alle Schelme sind Müller, glaub ich.“

Elsbeth verstand nicht, worauf Kätti hinauswollte, also widmete sie sich weiter den Kandensamen. Kättis Aussage weckte eine Erinnerung in Elsbeths Kopf. Josi beim Aufrichtfest mit einem schelmischen Glitzern in seinen Augen und glühenden Wangen, als er mit ihr tanzte. Manchmal fragte Elsbeth sich, ob ihre Freundschaft mit dem Müllerssohn angemessen war. Ihr Blick fiel wieder auf das kleine Apfelbäumchen am Rande des Gartens.



Die Sonne schien warm auf Elsbeths Schultern. Sie trug den Topf mit dem kleinen Sprössling in ihren Armen und einen Eimer, der abgesehen von einem kleinen Spaten leer war, am Unterarm eingehängt. Die Blumen am Wegrand verbreiteten einen sanften Duft in der Luft. Bienen summten und flogen von Gänseblümchen zu den gelben Säublummen, die wie kleine Sonnen in der Wiese leuchteten. Elsbeth kam zwischen den Obstbäumen zu stehen und sah sich auf der Allmend um. Bald fand sie ein schönes Plätzchen, in der Nähe eines alten Birnbaumes, am zum See gerichteten Rand der Baumgruppe, wo der Spross am Morgen länger im Schatten liegen würde, dafür aber bis zum Nachteinfall vom Licht der Sonne zehren könnte. Elsbeth glaubte, dass es Jakob gefallen würde, wenn der Baum in das goldene Licht des Sonnenuntergangs getaucht wurde. Sie stellte den Topf und Eimer auf die Wiese und schaufelte mit dem Spaten eine

Grube. Dann nahm sie den Baum aus dem Gefäss und stellte ihn in das Loch hinein. Sie schob die ausgegrabene Erde über die Wurzeln des Apfelbäumchens. Zum Schluss nahm sie den Kessel und ging zum Düggebach, der im Wald neben den Obstbäumen verlief, und füllte dort den Eimer, um zum Baum zurückzukehren und ihn zu giessen.

Danach sass Elsbeth für einige Momente neben dem Baum und betrachtete die blumenreiche Wiese vor ihr. Sie sah in die Wolken, die rund aufgebauscht waren und weich wie Schafswolle aussahen. Bestimmt hatte es Jakob gut dort im Himmel oben, dachte sie. Sie strich über das Gras und betrachtete das Apfelbäumchen. Nun hatten Jakob und sie wirklich etwas Gemeinsames, einen Baum, der hochwachsen würde und jeden Abend in das rotgoldene Licht des Sonnenuntergangs getaucht würde. Einen Baum, an dessen Stamm sie sich in einigen Jahren lehnen könnte, das war mehr als die Erinnerungen und die Liebe, die in ihrem Herzen weiterleben würden, wie die Wand in der Stube des sonst nigel-nagelneuen Hauses. Elsbeth schloss die Augen und liess die Sonne auf ihr Gesicht scheinen. Wie warme Hände liebkosten die Sonnenstrahlen ihre Wangen und rotes warmes Licht glühte durch ihre Lider. Die Vögel zwitscherten in den Baumkronen hinter Elsbeth. Sie atmete tief ein und wieder aus, dann öffnete sie langsam ihre Augen.

Sie erhob sich und sammelte ihre Sachen zusammen. Gemütlich schlenderte sie über die Wiese und schritt in einen der Äcker hinein. Sie bestaunte die Heuschrecken, die bei jedem ihrer Schritte aufsprangen und von Ähre zu Ähre

flogen. Die Schmetterlinge flatterten um ihren Kopf und verschwanden bald wieder im Himmel. Die Natur war voller Leben und Elsbeth schlenderte mitten durch all diese Wunder. Sie hatte noch so viel davon zu sehen. Elsbeth streckte ihre Arme aus und drehte sich um ihre eigene Achse. Für einige Augenblicke genoss sie die frische Luft und das helle Licht, das auf sie schien, dann ging sie weiter nach unten Richtung Chleidorf.

Kaum war Elsbeth am Mühleweiher vorbeigegangen, rief jemand ihren Namen. Im Garten der Blüwler stand Josi und winkte ihr. Sie zögerte, bevor sie auf ihn zuging, aber jetzt, wo er sie schon gesehen hatte, konnte Elsbeth sich schlecht vor ihm verstecken. Es schien ihr eine Ewigkeit, seit sie ihn das letzte Mal lachen gehört hatte. Sie trat an den Zaun heran und lächelte verlegen.

„Hallo“, sagte sie.

Josi lächelte zurück. In diesem Moment wurde es ihr unangenehm, dass sie ihm so lange ausgewichen war, dass er sogar nach ihr gefragt hatte.

„Ich hab’ dich schon lange nicht mehr gesehen“, bemerkte er, während er einen Spaten in den Boden stieß.

„Wir hatten viel zu tun, mit dem Frühlingsanfang und dem Dach und allem“, sagte Elsbeth, obwohl sie wusste, dass es nicht die beste Ausrede war, weil sie im Herbst oder Winter sicher auch so viel zu tun gehabt hatte, und sie trotzdem mehr Zeit mit Josi verbracht hatte.

Sie sah ihm an, dass er das auch dachte, aber sie machte keine Anstalten sich zu erklären und er fragte auch nicht

weiter, sondern lockerte die Erde an der Stelle, an der früher die alte Rose gestanden war.

„Weiß die Blüwlerin, dass du ihren Garten verwüdest?“, fragte Elsbeth nach einigen Augenblicken der Stille.

Sie war etwas überrascht, als sie hörte, wie Josi tatsächlich über ihren Witz lachte.

Er sah von seiner Beschäftigung auf und erklärte: „Meine Mutter hat schöne Rosen hinter unserem Haus, und die Blüwlerin hat sie um eine gebeten, weil ihre doch verbrannt sind.“

Erst jetzt bemerkte sie den kleinen Rosenbusch, der schräg hinter Josi stand.

„Und da hast du deiner armen Mutter die Rosen einfach ausgegraben, damit du sie hier wieder einpflanzen kannst?“

Josi schüttelte es vor Lachen, aber sobald er sich wieder gefasst hatte, erzählte er ihr, dass seine Mutter einen Zweig der Rose abgeschnitten und für einige Zeit in einem Gefäß mit Wasser behalten hatte, bis er seine eigenen Wurzeln entwickelt hatte und eingepflanzt werden konnte. Bald hatte Josi genug Erde ausgehoben und setzte die Rose hinein. Es erinnerte Elsbeth daran, wie sie eine gute Stunde davor einen kleinen Apfelbaum gepflanzt hatte. Die Rose blühte bereits und Elsbeth bestaunte die gelben Blütenblätter mit den roten Rändern, aber auch orange und rosa Töne leuchteten ihr entgegen. Es erinnerte sie an den Sonnenaufgang, so hell strahlten die Blütenköpfe. Sie fuhr fein mit ihren Fingerspitzen über die samtige Oberfläche und ihr Herz klopfte schneller.

„Riech mal daran!“, forderte Josi sie auf, während er die Erde um die Wurzeln festdrückte.

Elsbeth kam seiner Aufforderung nach und trat durch das Gatter, auf seine Seite des Zaunes. Sie beugte sich über eine der zierlichen Blumen und atmete tief ein. Der Duft der Rose war himmlisch. Elsbeth schloss die Augen und nahm noch einen Atemzug. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so etwas Süßes und Zartes gerochen, und obwohl der Duft so lieblich war, wurde sie von seiner Stärke überwältigt. So, dachte sie, musste es im Paradies riechen.

Sie wurde von ihren Gedanken abgelenkt, als Josi die Blüte, an der sie gerochen hatte, behutsam am Zweig darunter erfasste und ihn mit einem Messer durchschnitt.

Er hielt Elsbeth die Rose hin und sagte: „Ich bin sicher, es wird die Blüwlerin nicht stören, wenn ich dir diese hier gebe.“

Er zwinkerte und Elsbeth senkte ihren Kopf zur Rose in seiner Hand, um die Rote in ihrem Gesicht zu verbergen. Zaghaft hob sie ihre Hand, um sein Geschenk anzunehmen. Sie roch wieder daran. Die Rose war von der Sonne gewärmt und Elsbeth glaubte, das Sonnenlicht riechen zu können, es direkt aus dieser kleinen Blüte aufzunehmen. Sie erinnerte sich daran, wie sie, als sie die einstige Rose das erste Mal im Garten blühen sehen hatte, ihren Vater am Ärmel gezupft hatte und gefragt hatte, wofür man Rosen pflanzte, wenn man sie nicht essen konnte. Ihr Vater hatte laut gelacht und geantwortet, dass er sich das auch immer gefragt habe, aber dass ihre Mutter zu sagen pflegte: „Man kann sich nicht von der Liebe ernähren und trotzdem lebt es sich mit ihr schöner.“ Elsbeth betrachtete die Rose, dann hob sie ihren Blick und schaute Josi an. Sie lächelte.



L'ultima Chiacchierata

1967

Inspiriert von
wahren Begebenheiten

Vorhin lag das Giornale doch gerade noch auf dem Tisch. Dove l'ho messo? Nein, in der Küche ist es bestimmt nicht. Sie geht hinüber, mühsam, ihre Hüften schmerzen. Doch, hier ist es, es liegt auf dem Herd. Ma perché l'ho... Sie nimmt die Zeitung und legt sie auf das Tablett, das auf einem Tischchen steht. Der kleine Wecker neben dem Waschbecken zeigt elf, sie hört die Kirchenglocken läuten. Dann ist Ida sicher bald zuhause. Es ist ja nicht weit von der Kirche, nur bergab. Wo habe ich jetzt wieder den Kaffee hingestellt? Ah, er steht schon auf dem Tablett, e i biscotti...? Sie öffnet den Küchenschrank, nimmt die Büchse hervor. Nein, sie ist leer, nur ein paar Krümel übrig. Sie kann sich nicht daran erinnern, dass sie die Kekse aufgegessen hat.

Sie hört, wie die Tür zuschlägt, sbattela sempre! Sie nimmt die Zeitung und geht hinaus. Ja, Ida kommt schon die Treppe herauf und legt Hut und Schal auf die Bank bei der Treppe. Ciao - Ciao, Rosa - Wie war's - Gut - die Predigt? - Schön, wir haben gesungen - Der Kaffee ist bereit. - Dann komm doch herüber in meine Küche, da haben wir unsere Ruhe.

Sie sind allein im Haus. Rosas Mann, Emil,

jätet im Garten, Idas war vor zwei Jahren gestorben. Rosa wird von ihrer Schwester hineingewinkt in die helle Küche, auf dem Boden sind weisse Kacheln, an der Wand schwarze Metalltürchen, die Öfen.

Rosa stellt das Tablett auf den Tisch und füllt die Tassen, die Ida hingestellt hat. Kaffeeduft strömt durch die kleine Küche.

„Ich habe keine Kekse mehr“, klagt sie.

Ihre Schwester holt welche aus einem schmalen Schrank mit Glasfenstern.

„Sièditi, sièditi!“, sagt sie und öffnet die Büchse, um sie offen auf der Tischplatte zu präsentieren.

Das sind sicher wieder die Süssen, denkt Rosa, und nimmt einen. Sie presst die Lippen aufeinander. Ja, süß wie in der Pasticceria in Italien. Schnell nimmt sie einen Schluck Kaffee. Ida legt ihr eine Rose neben die Tasse. Sie wedelt mit der Hand Richtung Garten.

„Emil wünscht uns eine schöne Chiacchierata“, sagt Ida kichernd.

Rosa steigt der süsse Duft der Rose in die Nase. Das ist dann wohl die Augustblüte.

Rosa schiebt Tasse und Rose zur Seite und schlägt das Giornale auf. Sie beginnt laut vorzulesen. Alles auf Italienisch, am Sonntag wird nur die italienische Zeitung gelesen. Es erinnert sie an die Zeiten, in denen sie neben ihrer Schwester sass, während diese versuchte, ihr Schulbuch zu lesen. Rosa ist die jüngere der beiden, aber sie konnte damals besser Deutsch sprechen als ihre Schwester, obwohl jene bereits zwei Jahre länger zur Schule gegangen war. Im Gegensatz zu Ida hatte Rosa

richtig Freude an der Schule, denn diese war damals, als sie sechs Jahre alt war, der einzige Ort, an dem sie die Sprache der anderen Leute verstand. Zuhause fühlte sie sich verloren in jener Zeit, gerade nachdem sie vom Knonauer Amt zurückgeholt worden war. Mamma und Papà hatten sie strahlend begrüsst und in ihre Arme geschlossen, und sie erinnert sich gut daran, wie sie immer wieder ausgerufen hatten: „Con noi! Con noi!“ Sie war von einem fremden Gesicht zum nächsten herumgeführt worden. Die Leute zeigten auf sich selbst und nannten ihre Namen, die sie sofort wieder vergass. Endlich sah sie ein anderes kleines Mädchen, das in der Tür zu diesem unbekanntem Haus stand.

Erleichterung machte sich in ihr breit als das kleine Mädchen auf sie zukam, und sie streckte ihr schüchtern die Hand hin. „Hallo“, sagte sie, und das Mädchen lachte und umarmte sie. „Ich bin Ida.“ Das war der erste Name, den sie sich merken konnte. Ihre Schwester zeigte ihr das Haus, führte sie durch jedes Zimmer. Hier war es ganz anders als in ihrem alten Zuhause, dort war alles neu gewesen. Dort hatten sie die Waschküche nicht mit der gesamten Nachbarschaft teilen müssen; hier war sie vollgestopft mit Gerümpel aus dem ganzen Quartier, und zwischendrin die Badewanne der Familie. Ihre Pflegeeltern im Knonaueramt waren nett gewesen und hatten ihr alles Mögliche gegeben, wenn sie darum gebeten hatte.

Rosa versucht, sich die Gesichter ihrer Pflegeeltern vorzustellen.

„Weisst du noch, früher, als ich noch kein Italienisch konnte und du nur wenig Deutsch?“, fragt sie ihre Schwester.

„Ja, ja, das waren noch Zeiten, du bist mir am Anfang immer hinterhergelaufen, wenn wir zuhause waren. Und immer und immer musste ich Mamma sagen, dass du deine Puppe nicht mehr findest oder wo du dir wehgetan hast.“

Rosa erinnert sich an einen dieser Vorfälle, als sie sich beim Spielen auf der Strasse das Knie aufgeschlagen hatte. „Il ginocchio“, sagte Ida. Il ginocchio, merkte sich Rosa.

Ida hatte eben ihre Kleinkinderjahre nicht wie Rosa bei Pflegeeltern in der Schweiz verbracht, sondern bei den Verwandten in Italien. Rosa hat diese Verwandten nie zu Gesicht bekommen, und seit der Geschichte mit Zio Michele will sie das auch nicht mehr.

Sie liest weiter im Giornale. Der Fiat 124 sei zu Europas Auto des Jahres ausgezeichnet worden. Er sei das erste italienische Auto, das mit dem Preis ausgezeichnet wurde. Ida gefällt das Auto, aber Rosa mag die Cinquecenti lieber. Sai, il topolino. Sowas gab es früher noch nicht, als wir jung waren, denkt Rosa. In die Büchse, hopp und fort. Ihre Tochter fahre einen Käfer, erwähnt sie stattdessen.

Ida schlägt begeistert die Hände zusammen. „Oh, come sta la piccola Valeria?“ Sie ist nicht mehr so klein, ist verheiratet, denkt an Kinder.

„Wir sollten sie zu unserem Kaffeekränzchen am Sonntag einladen, damit sie mit uns Zeitung lesen kann. Sie kann noch immer nur Deutsch.“

Rosa schüttelt den Kopf. „Sie wollte noch nie Italienisch sprechen.“

Nein, Valeria hat immer auf Deutsch geantwortet, sogar wenn Mamma oder Papà mit ihr

gesprachen haben. Hier brauche sie sowieso nur Deutsch, sagte sie immer. Auch wenn sie sich dann manchmal vor den Fremden im Haus fürchtete, die in Mamas Kostgeberei kamen, und sie sich im Schopf versteckte, wenn das Haus mehr einem Bienenstock glich. Valeria verstand eben diese Leute nicht, dafür wurde sie in der Schule weniger ausgelacht, weil sie keine Fehler machte und nicht zwanzigeins statt einundzwanzig sagte.

Von unten hört man die Türe aufgehen, Rosa denkt zuerst, es sei ihr Mann, aber dann vernimmt sie mehrere Stimmen. Sie erhebt sich und als sie im Eingang von Idas Küche steht, kommt Valeria die Treppe heraufgesprungen und liegt im nächsten Moment ihrer Mutter in den Armen. Hinter ihr kommen ihr Mann und Emil, der im kleinen Bad, das sie auf Stelzen halb in die Waschküche gebaut haben, die Hände waschen geht.

„Was macht ihr denn hier?“, fragt Rosa überrascht, als Valeria sich von ihr löst.

„Wir haben doch abgemacht am Telefon?“, entgegnet die junge Frau.

Rosa zieht die Augenbrauen zusammen, aber Valeria achtet nicht darauf und beschreibt ihr das Haus, das sie und Paul sich vorhin angeschaut haben. Ida fragt dazwischen, ob es denn üblich sei, Hausbesichtigungen am Sonntag zu vereinbaren. Valeria zuckt mit den Schultern und meint, dem Besitzer habe es nicht anders gepasst. Sie erzählt vom offenen Wohnzimmer und der hellen Küche.

„In dem Haus gibt es zwei Badezimmer“, betont sie.

Auch eine Garage und ein schöner Garten fehlen nicht. Die Lage sei nicht schlecht, es stehe an der Goldhaldenstrasse, daneben ist das Tobel mit dem Düggebach.

„Das ist ja ein Zufall“, sagt Ida, „die Goldhaldenstrasse, die hat doch Papà gebaut!“

Valeria nickt aufgeregt und fügt hinzu, dass es in der Nähe der Villa sei, in welche die Bleulers damals eingezogen waren. Ihnen hatte Papà das alte Haus abkaufen können. Zu jener Zeit anfangs des Jahrhunderts zogen viele Leute aus ihren alten Häusern im Kleindorf aus, um stattdessen ein paar Strassen weiter ein modernes Heim oder eine Villa zu bewohnen. Das bot Leuten wie Papà die Chance, in der Schweiz ein Haus zu erwerben.



Emil geht in Richtung der anderen Küche, um das Mittagessen vorzubereiten. Rosa bittet Valeria und Paul ins Wohnzimmer. Valeria kann es nicht lassen, die drei Glocken, die neben der Treppe ins Obergeschoss hängen, zu läuten. Rosa schüttelt den Kopf und bedeutet Ida, dass sie auch zum Essen eingeladen sei, wenn die Jungen schon einmal zu Besuch da sind. Die kleine Gesellschaft nimmt Platz in Rosas und Emils Wohnzimmer, das junge Paar auf dem Kanapee neben dem Tisch.

„Es trifft sich gut, dass ihr kommt, ich habe erst vor ein paar Tagen Kleidchen von dir gefunden, Valeria. Erinnerst du dich? Die, die du mit Papà und Michele eingekauft hast“, sagt Rosa, währenddem sie die Tischdecke abwischt.

„Ich weiss, Mama, deshalb hast du mich vor einer Woche angerufen.“

Valeria wirft ihrem Mann einen Seitenblick zu.

Dann haben wir wohl wirklich schon miteinander darüber gesprochen, denkt Rosa und geht aus dem Wohnzimmer durch die Küche, um am Wohnzimmer ihrer Schwester vorbei die steile Treppe hochzugehen. Sie holt den Koffer mit den Kleidern, den sie in Valerias Kinderzimmer gelegt hat.

Als Rosa hinunterkommt, duftet das Haus nach Tomatensauce und Zwiebeln. Sie bringt den Koffer ins Wohnzimmer und legt ihn auf einen Stuhl. Valeria wartet ungeduldig, bis ihre Mutter ihn öffnet. Ein Kleid nach dem anderen nimmt die junge Frau aus dem Koffer und breitet es auf dem Tisch aus. Dabei erzählt sie ihrem

Mann allerlei Geschichten aus dem Kleiderladen, wo sie früher mit ihrem Nonno und dessen Bruder Michele einkaufen ging.

„Ach und das!“, Valeria hält ein leichtes Sommerkleid in die Höhe. „Das hat Michele für mich ausgesucht. Immer wenn ihm eines gefallen hat, hat er darauf gedeutet und gesagt „Valeria, per te.“

Valeria streicht in Gedanken versunken über den geblühten Stoff. Die Schuhe, die Papà dazu ausgewählt hatte, hat Rosa nicht mehr finden können, vielleicht hatten sie sie einer Cousine oder Nachbarin weitergegeben. Ida kommentiert, dass Michele immer ein ganz Lieber gewesen sei, Valeria stimmt zu und beginnt von dem Essen zu schwärmen, das sie einmal im Jahr bei ihm assen. Polenta aus schwarzem Mais und Parmigiana, so frisch aus dem Ofen, dass einem erst einmal der Gaumen verbrannt wurde. Es ist wirklich nicht recht, wie Michele sein Ende gefunden hat.

Die Tragödie begann vor fast zwanzig Jahren, als er das jährliche Mittagessen verschob. Es gehe ihm nicht gut, sagte er. Als es ihm eine Woche später immer noch nicht besser ging, entschied Papà, nach ihm zu sehen. Er kam erst spät zurück und erzählte, dass es noch schlimmer um Michele stehe, als er erwartet habe. Ihm sei übel und der Rücken schmerze ihn, er verlasse das Bett nur, wenn es notwendig sei, könne nur mit Mühe gehen, geschweige denn arbeiten. Papà versprach, er gehe so bald wie möglich mit seinem Bruder zum Doktor. In der folgenden Woche noch sass Rosa zusammen mit

Papà und lo zio im Sprechzimmer beim nahen Hausarzt. Was Michele denn fehle, fragte dieser. Michele begann aufzuzählen, langsam, unordentlich, manchmal wiederholte er etwas, das er schon gesagt hatte. Während der Doktor den zio untersuchte, versuchte er der Erzählung zu folgen, aber seine Sprachkenntnisse reichten nicht aus. Rosa übersetzte. Der Magen rumore, es sei ihm übel und der Rücken tue ihm weh, er atme schwer, nicht immer aber manchmal, da habe er Angst, er ersticke, es tue ihm auch nicht nur der Rücken weh, sondern alles andere auch, wie bei der Grippe, aber noch schlimmer. Nachdem Rosa fertig gesprochen hatte, lehnte sich der Doktor in seinem Stuhl zurück und musterte den Mann, der auf der Liege sass.

Dann fragte er: „Wann sind Sie in die Schweiz gekommen?“

Michele begann mit der Hilfe von Papà zu erzählen, wie und wann sie ausgewandert waren. Der Doktor fragte sie alles Mögliche über ihre Erlebnisse in der Emigration aus, wo und was Michele gearbeitet habe, ob er verheiratet sei - Michele schüttelte seinen Kopf - und ob er noch oft an seine Kindheit in Italien denke - Michele nickte. Fragen um Fragen folgten, bis Michele nichts mehr zu sagen wusste und der Doktor nur noch nachdenklich sein Kinn rieb. Papà wurde unruhig. „Perché chiedete così tanto, Voi siete un medico e tutto gli fa male, quindi fate qualcosa!“

Der Doktor nickte hastig, als wollte er zu erkennen geben, dass er nicht vergessen habe, weshalb sie hier waren. Dann wandte er sich an Michele.

"Gegen Ihre Beschwerden gibt es leider kein

Medikament. Ich glaube, was Ihnen fehlt, Herr Pedrazzini, ist Ihre Heimat.“

Mit dieser ernüchternden Diagnose wurden sie entlassen. Die Eltern entschieden, dass Michele von nun an bei ihnen wohnen sollte, im Zimmer neben der Küche. Der Zimmerherr, der das Zimmer bewohnt hatte, war noch nicht lange zuvor ausgezogen. Mamma richtete das Bett, während Papà ihr den Arztbesuch schilderte. Rosa sass mit Michele im Wohnzimmer auf dem Kanapee und versuchte, die angespannte Diskussion aus dem Zimmer neben der Küche zu überhören.

„Mach dir keine Sorgen um mich“, sagte Michele und legte Rosa eine Hand auf die Schulter. „Zum Glück habe ich immer wieder etwas auf die Seite gelegt.“

Micheles Augen leuchteten verschwörerisch, als er auf die schwarze Eisentür im Kachelofen hinter ihnen deutete. Rosa sah ihn fragend an, seine Mundwinkel zuckten und er lehnte sich, so gut es ging, zurück, um das Türchen zu öffnen. Es ging nicht ganz auf, weil es von der Rückenlehne des Kanapees blockiert wurde, aber es genügte, dass Rosa die gebündelten Scheine erkennen konnte. So viel Geld hatte sie ihr ganzes Leben noch nie auf einmal gesehen.

Michele schloss das Ofentürchen wieder und setzte sich zurück. Sie beugte sich vor, um ihm besser zuhören zu können, als er ihr von seinem Vorhaben erzählte.

Vielleicht hatte der Doktor Recht und die wahre Tragödie hatte dann angefangen, als Michele mit seinem grossen Bruder Acquaseria

verlassen und sie den Lago di Como gegen den Lago di Zurigo getauscht hatten. Schon nach dem ersten Tag auf der Baustelle begann Michele von der Heimat zu träumen. Der einzige Gedanke, der ihn davon abhielt, sofort wieder ein Billett für den Zug nach Chiasso zu kaufen, war die Vorstellung, in der Schweiz genug Geld zu verdienen, um in der Heimat ein eigenes Haus kaufen zu können. Jede Woche, die er in der Fremde verbrachte, jeden Tag und jede Stunde, dachte er daran. Bis zur Pension hatte er das Geld behalten wollen, doch jetzt zwangen ihn seine Schmerzen, ein paar Jahre früher als er erwartet hatte nach einem Haus Ausschau zu halten. Schon einen Tag nachdem der Doktor Michele empfohlen hatte, etwas gegen sein Heimweh zu tun, verschickte Zio Michele einen Brief an die Verwandten in Acquaseria. Bald bekam er die Antwort, ein Haus am See werde verkauft, er solle mit dem Geld kommen, die Familie würde dafür sorgen, dass er es kaufen könne. Micheles Gesundheit verbesserte sich in den folgenden Wochen, in denen er alles vorbereitete, sich auf der Gemeinde abmeldete, seine Wohnung in Küsnacht kündigte und sein Zimmer im Kleindorf aufräumte. Trotzdem äusserte Rosa Bedenken. War er auch gesund genug, um allein nach Italien zu reisen? Doch sie hätte ihn ohnehin nicht begleiten können, sie wurde in der Schneiderei erwartet und sie wollte auch nicht so lange von Valeria getrennt sein.

Zio Michele war noch nicht lange in Acquaseria, da kam ein Anruf aus Italien, Micheles Zustand habe sich drastisch verschlechtert, man habe ihn in den Zug

Richtung Schweiz gesetzt. Jetzt legte Rosa ihre Arbeit doch zur Seite und reiste ihrem Onkel entgegen. Sie fand ihn an einem Bahnhof auf einer Bank in sich zusammengekauert. Rosa sah, wie er eine vorbeigehende Dame anhielt. Sie hörte, wie er sagte: „Per favore, signora, aiutatemi! Tutto fa male!“ Die Frau schüttelte verständnislos den Kopf, umklammerte ihre Handtasche und machte sich aus dem Staub.

Rosa eilte zu ihrem Onkel. Sie erkannte auf den ersten Blick, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Sein Hemd war offen und sie sah blaue und schwarze Flecken auf seinen Rippen, an seiner Stirn prangte eine schlecht verbundene Wunde. Sie versuchte, sie zu waschen, ihn wenigstens in einen Zustand zu bringen, in dem sie ihn nach Hause bringen konnte. Was ihm zugestossen sei, wollte sie wissen. Er murmelte vor sich hin.

„Nella casa c'è una scala ripida.“

„Bist du die Treppe hinuntergefallen? Warum haben sie nicht den Doktor gerufen?“

Michele schüttelte heftig den Kopf und schloss die Augen. Offenbar verursachte ihm die Bewegung Schmerzen. Er flüsterte: „Tutti truffatori“, immer und immer wieder. Tutti truffatori, tutti truffatori.

„Wer?“, hatte sie gefragt.

„Tutti, anche il prete, truffatori“

Sein Atem ging schwach, aber rasselnd. Wieder fragte sie, was ihm zugestossen sei.

„Anche Dio è sempre contro di me.“

Er streckte die Hände nach Rosa aus, sie nahm sie und sagte, sie wolle Hilfe holen, er brauche sofort einen Arzt. Wieder schüttelte Michele den Kopf, diesmal kaum merklich.

„Rimani“, flüsterte er, „Rimani con me!“

Rosa zögerte, aber sie wusste nicht, wo sie Hilfe holen sollte, und sie wollte den Zio nicht alleine lassen. Er legte einen Arm um sie und zog sie an sich heran. Das zusätzliche Gewicht auf seinen Rippen musste ihm bestimmt weh tun. Stille legte sich über die Bank, auf der sie zusammen sassen.

„Hat es dir gefallen in Acquaseria? Hast du kein Heimweh mehr?“

Es blieb still. Rosa lauschte dem Herzschlag des Zios, den sie durch sein Jackett vernehmen konnte. Sie fühlte etwas Nasses an ihrer Stirn, sie blickte auf und sah, wie die Tränen über Micheles Wangen rannen.

„Non mi vuole più“, flüsterte er, hob die Hand und strich seiner Nichte liebevoll über die Haare. Tränen stiegen auch Rosa in die Augen, als sein Herzschlag versiegte. Non mi vuole più.

Es reizt Rosa wieder in den Augen, als sie Valerias schönes Sommerkleid sieht, das Michele ihrer Tochter so sorgfältig ausgewählt hatte. Mit einem Ruck erhebt sie sich, die Stuhlbeine scharren über den Teppich.

„So, nun reicht es aber, wir wollen essen“, Rosa faltet das Kleid mit ein paar Handgriffen grob zusammen und wirft es mit den anderen zurück in den Koffer, zuletzt schlägt sie den Deckel zu und lässt die Schnallen einschnappen. Sie spürt die verdutzen Blicke ihrer Tochter und Pauls auf sich, als sie aus dem Wohnzimmer verschwindet.

Als sie wieder zurückkommt, ist schon aufgetischt. Valeria diskutiert mit ihrem Vater darüber, ob man nicht endlich fliessend warmes Wasser im Haus installieren sollte. Sie mache sich ausserdem Sorgen über den Anbau, er sei nicht isoliert genug. Rosa lacht und versucht sie zu beruhigen, der Schopf brauche sowas nicht, damit sie ihre Wäsche aufhängen könne. Ida gluckst. Zuletzt will Valeria wissen, wie sie mit dem neuen Fernseher zurechtkommen. Emil antwortet, es sei alles wunderbar, sie haben die Antenne in der oberen Winde aufgestellt, da es nicht erlaubt sei, sie auf dem Dach zu montieren. Er müsse nur etwas aufpassen, dass er nicht plötzlich im unteren Stock lande, wenn er die Antenne richten ging.

Valeria vergräbt den Kopf in ihren Händen und seufzt: „Dieses Haus treibt mich noch in den Wahnsinn.“

Rosa zuckt mit den Schultern. Wir haben es doch schön hier. Besonders jetzt, da nicht mehr so viele Fremde in dem Haus einkehren, und seit ihr Vater die Waschküche den Mitbesitzern ganz abgekauft hat, steht auch kaum mehr Gerümpel darin und Rosa kann sie in Ruhe nutzen. Doch natürlich weiss sie, dass Valeria als Kind darunter gelitten hatte, dass sie in so einem alten Haus wohnte und nicht wie ihre Schulkameraden in einer dieser Villen an der Goldhaldenstrasse oder in einer der neuen Siedlungen neben dem Friedhof. Rosa war selbst nicht immer davon begeistert gewesen, aber dafür, hat sie sich immer gesagt, haben sie ein Dach über dem Kopf und einen Brunnen mit frischem Quellwasser direkt vor der Haustür. Ausserdem bietet das Haus genug Platz für zwei

Wohnzimmer - sogar mit je einem Kachelofen - für zwei Küchen, zwei Schlafzimmer - eines für sie und Emil und eines für Ida - und dann auch noch Platz für Besuch. Vor allem aber haben sie einen wunderschönen Garten, um den sich Emil so liebevoll kümmert und aus dem er ihr die Rosen bringt, von dem Strauch, den er immer mit den Worten „stachliger Kerl“ beschimpft und dann doch mit Jutesäcken einpackt, wenn der Winter naht.

Nach dem Mittagessen bringt Emil das schmutzige Geschirr hinaus, Ida steht auf und macht Kaffee für den Besuch. Rosa bleibt mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn im Wohnzimmer.

„Und, Mama, hast du schon fertig gepackt für unseren Ausflug nach Domaso?“

Rosa stutzt.

„Was wollt ihr denn da?“

Valeria zuckt mit den Schultern und erklärt, sie wolle einfach für ein paar Tage in den Süden, aber nicht zu weit weg. Ida komme mit, sie wolle noch einmal sehen, wie es in Acquaseria aussehe. Natürlich, das ist ja nur einige Dörfer weiter von Domaso aus, überlegt sich Rosa. Nun bringen sie ihre arme Schwester wieder dorthin zurück! Ida kommt in das Wohnzimmer herein. Ihre Augen leuchten, sie sagt, sie wolle nach dem Kaffee noch schnell nach oben gehen und sich fertig machen. Weshalb sie von der Reise wisse, fragt Rosa. Sie seien doch vor einer Woche eingeladen worden, als Rosa mit Valeria telefoniert hat. Jetzt muss Rosa doch darauf bestehen, dass sie nichts von dem Telefonat weiss, von dem heute alle

sprechen. Doch, sie habe mit Valeria telefoniert, versichert ihr Emil und setzt sich auf das Kanapee schräg hinter ihr. Es mache nichts, dass sie nicht vorbereitet sei, sie könne auch jetzt schnell das Wichtigste packen, sie würden ja nur für drei Tage fort sein. Rosa schüttelt bestimmt den Kopf, sie will nicht gehen. Emil kommt ja auch nicht mit. Nein, er wolle das Haus hüten, während sie und Ida unterwegs sind. Ida geht nach oben, um ihren Koffer fertig zu packen. Paul geht mit, er will wohl nicht, dass sie das Gepäck die steile Treppe herunterträgt. Valeria redet noch immer auf ihre Mutter ein, will sie überzeugen, dass es doch nicht weit sei, sie sei bald wieder zuhause, sie könne doch auch mal spontan sein. Das Herz klopft Rosa im Hals.

„Nein, ich komme nicht mit, ihr wollt mich doch nur verschuggele!“, ruft sie.

Ihre Tochter verlässt aufgebracht das Zimmer. Emil nimmt Rosa am Arm, sie solle die Jungen und ihre Schwester wenigstens verabschieden. Sie kommt mit hinaus. Idas Koffer wird von Paul im Kofferraum des Käfers verladen. Ja, diese Autos, die Menschen sitzen hinein und hopp und fort. Sie schaut zu, wie Ida aufgereggt die Stufen zur Haustür herabkommt und glücklich in die Sonne blickt. Rosa schwitzt. Emil öffnet die hintere Wagentür, Ida setzt sich auf die Rückbank. Rosa dreht sich um und steigt schleunigst die Stufen in die Diele hinauf. Ihre Hüften schmerzen. Sie tritt in Idas Küche ein und packt die einzelne Rose auf dem Tisch. Gottseidank, das Auto steht noch da, als sie wieder aus dem Haus kommt, aber Paul sitzt schon am Steuer. Sie winkt mit der Rose,

Ida öffnet die Tür.

„Nimm wenigstens die mit, als Abschied“, verlangt Rosa.

Ida lacht.

„Vergiss mich nicht“, fordert Rosa.

Ida schüttelt den Kopf und verspricht es ihr. Rosa umklammert die Hand ihrer Schwester. Valeria kurbelt das Fenster hinunter und fächert sich Luft zu.

„Komm, lass sie gehen“, sagt Emil und steuert Rosa sanft, aber bestimmt vom Auto weg.

Ihr Atem ist unruhig. Der Motor heult auf, ihr Herz macht gleichzeitig mit dem Wagen einen Satz. Der Käfer fährt die Gasse hoch. Rosa sieht Valeria winken. Ida dreht sich im Rücksitz um und winkt durch das Heckfenster. Das Auto beschleunigt und biegt in die schnelle Strasse ein, es verschwindet. Hopp und fort, denkt Rosa. Jetzt ist sie wieder allein. Emil führt sie ins Haus. Er geht in die Küche, sie hört, wie er mit den Töpfen hantiert. Es ist laut, wie wenn ihre Mutter für eine ganze Truppe Bauarbeiter kocht. Sie geht auf die Treppe zu, sie will lieber nicht unter diesen fremden Leuten sein. Sie umklammert das Geländer, nimmt die erste Stufe. Die Treppe ist steil, das ist ihr schon aufgefallen, als sie das allererste Mal hochgestiegen war. Ihre Hüften schmerzen, bald ist sie in der Hälfte. Die Stufen scheinen höher als sonst. Sie lässt das Geländer los und packt es im nächsten Moment wieder. Sie keucht. Ihre Hand rutscht etwas weiter nach oben, sie zieht sich hoch, sieht hinauf. Einen Moment lang scheint es ihr, als stehe jemand oben an der Treppe. Lo zio. Sie will ihn rufen, aber dann sieht sie seinen

weit geöffneten Mund und seine aufgerissenen Augen. Die Luft bleibt ihr im Halse stecken, sie will sich zu ihm hinaufziehen. Ihre Hand fährt am Geländer vorbei ins Leere. Ein Schrei entweicht ihr, als sie das Gleichgewicht verliert. Sie fällt nach hinten, fuchtelte mit den Armen wild durch die Luft, streift die Glocken neben der Tür. Dann Schmerzen. Im Rücken, im Hals, in den Beinen, überall. Sie breiten sich aus. Rosa blinzelt, oben an der Treppe sieht sie die weisse Wand.

Wie die weissen Wände im Haus im Knonauer Amt. Warum hat man mich hierhergebracht, wenn ich jetzt doch zurückgeholt werden soll? Sie wollen mich nicht mehr. Warum lassen sie sie mich einfach mitnehmen? Sie wollen mich nicht mehr.

Rosa liegt auf dem Boden. Alles tut ihr weh. Sie lauscht den Glockenklängen. Dann ist Ida sicher bald zuhause.





Chlidörfli

2042

Das Metall war kühl an ihrer Hand. Sie stiess die schwere Tür nach innen auf und betrat die Garderobe. Erleichtert atmete sie aus. Hier hatte sich nicht viel verändert. Sie zog den Schlüssel, den sie sich vorher bei ihrem Bruder geholt hatte, wieder aus dem Schloss und liess ihn in ihre Manteltasche gleiten. Das Band, an dem der Schlüssel befestigt war, hing hinunter. Sie streifte ihre Schuhe ab und stellte sie vor das Schuhgestell, das zugleich als Bank diente. Im Ablage unter der Sitzfläche suchte sie nach einem passenden Paar Hausschuhen. Ihre Hand blieb einen kurzen Moment lang über den roten Pantoffeln in der Luft hängen, die sie früher immer getragen hatte, wenn sie ihre Grossmutter besuchen gegangen war. Jetzt wählte sie aber ein grünes Paar, das grösser war. Nachdem sie in die Hausschuhe geschlüpft war, richtete sie sich auf und hob den Blick zu den schwarzen Ofentüren, die nicht nur als Dekoration dienten, sondern noch heute eingehitzt werden konnten. Es war die Küche ihrer Urgrosstante gewesen, bevor der Boden herausgebrochen worden war und der darunter liegende Ziegenstall zum Eingangsbereich umgebaut wurde.

Als sie als kleines Mädchen von ihren Eltern auf die Baustelle mitgenommen wurde, hatte ihr Vater ihr voller Begeisterung gezeigt, wie viel Platz ohne den etwa ein Meter hohen Hohlraum unter der Küche, dem Überrest des ehemaligen Ziegenstalles, entstanden war. Damals hatte sie sich regelrecht erschrocken, weil der Fussboden der Küche plötzlich weg war. Damit war auch ihr Geheimversteck verschwunden. Sie und ihr Bruder würden nie mehr darin herumkriechen können. Insgeheim war ihr Bruder wahrscheinlich gar nicht so unglücklich darüber, ihm war es im Dunkeln unwohl.

Immerhin konnte nun die Eingangstür an die Ecke des Hauses verschoben werden und führte nicht mehr direkt auf die Strasse. Ihre Eltern hatten die Kinder immer zweimal daran erinnert, nicht aus der Haustüre zu rennen und zuerst immer gut zu schauen, ob ein Auto komme. Hinter dem alten Eingang hatte direkt eine schmale Treppe nach oben geführt und links von der Treppe war eine Holzplattform gewesen, auf der kleine Vasen und Porzellanfigürchen gestanden hatten. Es hatte sie an eine Bettstatt erinnert und sie hatte früher immer unbedingt eine Matratze hineinlegen und hier übernachten wollen. Doch sie war nie dazu gekommen, bevor die Ablage in die Mulde geworfen wurde.

Sie schob den Henkel ihrer Tasche höher, damit er besser auf ihrer Schulter sass, und stieg die Stufen vom Eingangsbereich in die Diele hoch. Sie fröstelte, ihr Bruder und dessen Frau hatten die Heizung wahrscheinlich ausgeschaltet. Sie war froh, ihren warmen Mantel anzuhaben. Zum Glück hatte in Montréal an ihrem Abreisetag ein kalter Wind geweht.

Sie betrat das Wohnzimmer links und schlüpfte aus ihren Pantoffeln, um barfuss auf den weissen Teppich treten zu können. Die weiche Wolle unter ihren Füssen gab ihr ein Gefühl der Leichtigkeit. Es roch nach Lavendel und Kamille, was sie sofort an ihre Grosseltern denken liess. Sie ging gleich zur freigelegten alten Bohlenwand rechts und fühlte zuerst einen groben Kokosteppich und dann Holz unter ihren Fusssohlen. An der Wand tastete sie mit den Fingerspitzen über das dunkle Holz, bis sie den Dudelsackbläser in seinen Renaissance-Kleidern entdeckte. Der verstaubte Klarinettenkasten unter ihrem Bett in ihrem kleinen Schlafzimmer in Montréal schoss ihr durch den Kopf. Ihr Blick wanderte weiter, zu den feinen Linien des Schiffes hinter dem Musikanten. Es war kaum noch zu erkennen. Sie fragte sich wieder einmal, wer die Zeichnungen wohl an der Wand angebracht hatte und wie das gesamte Bild ausgesehen hatte; oder waren es mehrere? Langsam schritt sie der Wand entlang zum Kachelofen. Er stand auf einem Podest aus alten Bodenschichten. Sie stammten aus verschiedenen Epochen des Hauses und waren in der übrigen Stube Schicht um Schicht aufgedeckt und entfernt worden, bis der älteste Bretterboden zum Vorschein kam. Es schien ihr bezeichnend für das Haus.

Sie zwängte sich in den schmalen Raum zwischen Wand und Ofen. Ihr Blick fiel auf die einzige weisse Kachel inmitten der grünen. Sie war mit dem Familienwappen der Bleulers und der Jahreszahl 1727 geziert. Über dem Wappen standen die Namen eines Ehepaars. Sie ging um den Ofen herum und schob die Öffnung auf der gegenüberliegenden Seite auf und

starrte in die Dunkelheit, die ihr entgegenkam. Rasch schob sie den Schieber zu und öffnete stattdessen langsam das andere Ofentürchen, das im Anbau des Ofens eingelassen war. Vielleicht hatte ihre Grossmutter vor ihrem Tod hier etwas Wichtiges versteckt. Einen Schatz oder ein Rätsel, wie bei diesem Film aus den Nullern, „The Da Vinci Code“. Gespannt hielt sie den Atem an.

Enttäuscht musterte sie das vergilbte Telefonbuch, das in dem Fach lag. Sie schloss das Türchen wieder und schaute durch das Fensterchen über der Ofenbank in den Gang. Ihre Mundwinkel zuckten bei dem Gedanken daran, wie ihr Bruder auf der anderen Seite des Fensterchens Grimassen geschnitten hatte.

Früher war das heutige Wohnzimmer in zwei separate Stuben geteilt. Die Grenze war noch immer sichtbar an der Decke, die in der einen Hälfte im gotischen Stil war. In jener Hälfte des Wohnzimmers hatten sie und ihr Bruder mit Spielzeugautos gespielt und auf ihre Eltern gewartet, deren Schritte durch das verlassene Haus gehallt waren. Jetzt stand in dem Bereich der Stube ein Sofa und ein niedriger Tisch.

Das ehemalige Wohnzimmer ihrer Urgrosseltern, wo sie stand, war einst mit einem goldig gemusterten Sofa und einem dazu passenden Lampenschirm eingerichtet gewesen. Hier hatten sie so getan, als tranken sie Tee aus edlem Porzellan, wie Engländer zur Tea Time. Mit dem Fensterchen hatte sie sich als Kind so gefühlt, als wäre sie in einem Haus, das genau auf ihre Grösse angepasst war. Die Wohnzimmertür gleich daneben war zu einer Vitrine für Kristallglaswaren umfunktioniert worden.

Sie trat aus dem Raum hinaus und durchquerte die Diele, um in die Küche zu gelangen, deren Eingang sich unterhalb der Treppe befand. Die Küchenfront war dunkelrot, ein farblich passender Teppich lag am Boden. Sie öffnete eine der Schubladen. In ihr lagen noch immer die Tischsets. Sie konnte sich an ein Gespräch mit ihrer Grossmutter erinnern, während dem sie die Sets vom Tisch genommen, ausgeschüttelt und versorgt hatte. Sie hatte sich überlegt, ob sie lieber Hausärztin oder doch Chiropraktikerin werden wollte.

„Was ist mit dem Französischstudium in Freiburg?“, hatte ihre Grossmutter gefragt.

Sie hatte es sich anders überlegt, wollte lieber französisch sprechen als es studieren. Es gab sowieso zu wenig Ärztinnen. Es gab von allem zu wenig damals, obwohl in Überfluss gelebt wurde. Sie trat ans Küchenfenster, um den Zustand der Pflanzen zwischen den Scheiben des inneren und äusseren Fensters zu betrachten. Es war ein ähnliches Bild wie auf dem Schreibtisch bei ihr zu Hause. Die Orchideen waren alle dürr, allein der Kaktus lebte noch; nicht mal das hatte sie bei sich geschafft.

Sie liess vom Fenster ab und ging durch den Durchgang in der Fachwerkwand in das Esszimmer nebenan. Die Bilder hingen noch immer genau gleich. Das Licht schien auf die dunkle Tischplatte und reflektierte weiss. An der Seite stand eine Bank, darauf ein verstaubtes Radio. Sie schüttelte den Kopf, als sie es sah, und fragte sich, ob es überhaupt noch funktioniere. Eine runde Deckenlampe hing zwischen den alten Holzbalken herunter, und auf dem breiten Fenstersims lagen ein paar schöne Steine. Ein bisschen wie die

Steinsammlung auf Jasmins Nachttisch, die deren Schwester mitgebracht hatte, um Jasmin während der Behandlung Mut zu machen. Hoffentlich war diese Operation jetzt endlich genug gewesen, dachte sie, und kramte in ihrer Tasche nach dem Handy. Keine neuen Nachrichten. Das musste ein gutes Zeichen sein, oder? Erst dann fiel ihr ein, dass es im Esszimmer, wie auch in einigen anderen Bereichen innerhalb des Hauses, schlechten bis gar keinen Empfang gab. Diese dicken Wände!

Sie ging durch die andere Tür aus dem Esszimmer wieder in die Diele, vorbei an dem Doppelfenster in der Wand zur Diele. Es war grösser als das Fensterchen zum Wohnzimmer und der Zwischenraum war mit einem Haselzweig dekoriert. In einer Astgabelung sass eine kleine Inuitpuppe. Ihr Blick blieb daran hängen, während sie wieder in das Wohnzimmer ging und dort an die Fensterfront stand in der Hoffnung, dass die Verbindung hier reichen würde, um Nachrichten zu empfangen.

Noch immer nichts. Sie warf einen Blick auf die Uhr, Viertel nach Zehn. Sie schaute zum Garten hinaus, auf der anderen Seite der Sägegasse, und rechnete sechs Stunden zurück. Nein, das wäre noch zu früh für die Morgenvisite. Sie seufzte und liess das Handy zum Schlüssel in den Mantel gleiten, so müsste sie später weniger danach suchen. Sie drehte sich zur Steinmauer gegenüber der alten Bohlenwand, in welche der zweite Kachelofen eingelassen war. Sie trat näher an die Mauer heran, stützte sich mit einem Knie auf dem Sofapolster ab, um sich besser vorlehnen zu können, und strich über einen der Steine. Er war gross und hatte eine rötliche Farbe, er lag

ungefähr in der Mitte der Bollensteinwand und die Oberfläche war etwas spröde, es waren Fragmente aus dem Stein herausgeplatzt. Diese Mauer war Zeugin der Brandschatzung Zollikons im Alten Zürichkrieg vor bald sechshundert Jahren. Wer hatte wohl damals in dem Haus gelebt?

Sie ging hinüber zum Ofen, auf dem Postkarten aufgestellt waren. Sie erkannte sich selbst in einer von ihnen. Mit einem strahlenden Lachen vor einem modernen Gebäude mit einer Glasfassade. Über dem Eingang stand gross geschrieben Centre hospitalier de l'Université de Montréal. Neben ihr stand ihr Freund, der sie zwei Wochen später verlassen hatte und nach Toronto gezogen war. Sie wandte ihren Blick ab und betrachtete die Kacheln. Wie beim anderen Ofen waren sie grün, aber mit einem filigranen Muster verziert. Sie trat auf die Pedale des Spinnrads, das neben dem Ofen stand, und das Rad setzte sich in Bewegung, hörte aber nach einer Runde auf, sich zu drehen, als es keinen Schwung mehr hatte. Würde ihr Bruder das Spinnrad aus dem Haus nehmen, bevor es Fremden vermietet wurde? Ihre Eltern könnten es in ihr Chalet hochnehmen. Wenn es hierblieb, hoffte sie, dass die Mieter keine kleinen Kinder hatten, die es kaputt machen würden.

Oberhalb des Spinnrads stand eine schwarze Pendule, mit bunten Blumen bemalt, auf einem Sockel an der Wand. Aber die alte Uhr war nicht das, wonach sie suchte. Sie schaute um die Ecke des Ofens, auf die drei grauen Steinstufen zwischen dem Kachelofen und der Wand. Die Stufen waren, wie es zu erwarten war, abgesehen von ein paar Staubkörnern verwaist. Sie lächelte, als Erinnerungen in ihr hochkamen, daran, wie sie sich hier versteckt hatte, sobald ihre Eltern gerufen hatten, es

sei Zeit, nach Hause zu gehen. Sie hatte auf diesen Stufen gegessen und gehofft, ihre Eltern würden sie nicht finden. Dann könnte sie länger in diesem Haus herumstöbern und seine Geheimnisse aufdecken. Weil es auf den Stufen nichts Interessantes zu sehen gab, schlängelte sie sich wieder an dem Spinnrad vorbei und verliess das Wohnzimmer erneut.

Das Treppengeländer war eiskalt. Dünne Metallstäbe verbanden Stufen und Geländer. Sie waren unten zu einem Halbkreis gebogen, wie moderne Kunst. Sie staunte darüber, wie sie doch zu den hölzernen Stufen passten. Im untersten Abschnitt der Treppe gab es zwischen Geländer und Stufen keine Stäbe, was sie als Kind dazu veranlasst hatte, sich dort hindurch zu schwingen, anstatt die letzten Stufen zu gehen. Die Wand oben an der Treppe war in einer bronze-silbernen Farbe gestrichen.

Sie betrat das Zimmer nach der Treppe gleich rechts. An der linken Wand stand ein mächtiger Schrank und gegenüber ein Bett.

Also war das zuletzt immer noch das Gästezimmer, dachte sie sich, während sie ihre Augen über die handgehobelte Holzwand hinter dem Bett gleiten liess, bis hinüber zum Fenster. Das Fenstersims war wie im Esszimmer breit genug, dass sie darauf sitzen könnte, währenddem sie mit einer Tasse Tee in der Hand ein Buch las. Links vom Fenster stand ein kleiner runder Tisch, geflankt von zwei roten Sesseln. Sie trat heran und hob das Spitzentischtuch an, um die Tischplatte anzuschauen. In der Mitte war ein aus hellem und dunklem Holz zusammengesetztes Schachbrett. Sie hatte einst davon

geträumt, ihren Freund hierher zu bringen, um es mit ihm auszuprobieren. Hastig legte sie die Spitzendecke zurück und schaute stattdessen auf zum Bild, das darüber an der bronzen-silbernen Wand hing.

Es zeigte ein Segelschiff auf stürmischer See. Sie schüttelte innerlich den Kopf, als sie daran dachte, wie ihr Bruder sich geweigert hatte, im Raum mit dem – wie er es nannte – Gespensterschiff zu übernachten. Sie glaubte zu ahnen, weshalb er sie gefragt hatte, ob sie hier einziehen wolle, und es nicht selbst mit seiner Familie tat.

Doch auch sie wollte zurzeit eigentlich nicht den Wohnort wechseln. Sie suchte nach dem Lichtschalter und zündete die Lampe an, die die Form einer kleinen Blume aus Glas hatte. Für einen Moment lächelte sie das leuchtende Blümchen an. Sie hätte ihrem Bruder vielleicht keine falschen Hoffnungen machen sollen, aber sie hatte das Haus schon so lange nicht mehr gesehen, und sie war wegen der Beerdigung ihrer Grossmutter sowieso schon hier. Sie betätigte den Schalter und ging in das gegenüberliegende Zimmer.

Ihre Augen richteten sich zuerst auf das Regal über dem Schreibtisch. Sie suchte das mittlere Brett ab, bis sie die Glasflasche mit dem Wassergeist darin fand. Sie nahm das Gefäss und stellte es auf die Tischplatte. Dann drückte sie den Gummideckel ein und sah zu, wie die kleine Glasfigur im Inneren der Flasche nach unten schoss und sich dabei drehte. Kaum kam der Flaschengeist wieder oben an, drückte sie nochmal auf das Gummi. Wieder schnellte das Figürchen nach unten und wieder hoch. Sie lachte in sich hinein und stellte die

Flasche wieder auf das Regal neben die anderen Kuriositäten. Sie schaute sich in dem Büro um. An der gegenüberliegenden Wand standen ein Bett und daneben ein Bücherregal. Fieberhaft versuchte sie sich daran zu erinnern, wie das Zimmer früher ausgesehen hatte, als die Wand noch nicht blau gestrichen war, doch da war nichts.

Sie schritt vor das Fenster neben dem Kopf des Bettes und sah hinaus auf den Garten. Vage erinnerte sie sich daran, wie sie hier gestanden und sich überlegt hatte, in welches Fach sie sich einschreiben sollte. Ein Rankgerüst zierte den Garten, wie ein kugelförmiger Pavillon. Es war von Trauben überwachsen, die Weinblätter lagen dichter übereinander, als sie es in Erinnerung hatte. Sie hatte es wegen seiner Form immer liebevoll UFO genannt, aber jetzt, da das Gerüst weniger sichtbar war, ähnelte es weniger einem UFO, das durch das All flog, dafür eher einem, das vor Jahren auf der Erde eingeschlagen, in der Natur unentdeckt liegen geblieben und von Pflanzen überwuchert worden war. Rückblickend war sie froh, dass sie nichts mit Astrophysik oder Astronomie studiert hatte, sonst wäre sie noch auf die Idee gekommen, auf die Icarus-Mission mitzugehen und das wäre nun wirklich keine gute Idee gewesen.

Ein Knarren ertönte hinter ihr, dann ein leises Ticken. Sie drehte sich um und sah die zylinderförmige Maschine, die vor sich himurmelte. Es war eine Uhr, aber sie gab nicht die Stunden und Minuten des Tages an. Sie kauerte sich vor den Hocker, auf dem die Uhr stand. Die zu ihr gerichtete Fläche war dunkelblau bemalt, mit allerlei Punkten, Strichen und Symbolen darauf. Die Sternbilder. An den Enden der Uhrzeiger

waren Himmelskörper aus Papier befestigt. Sie waren entweder hinter oder oberhalb einer Scheibe, die etwa die Hälfte des Himmels bedeckte. Das Glas stellte den Horizont dar. Die Sonne stand schon bald im Zenit. Sie erinnerte sich daran, wie sie vor der Uhr im Schneidersitz gesessen hatte und zugeschaut hatte, wie sich die Sonne allmählich dem Horizont näherte, während das goldene Sonnenlicht durch das Fenster ins Zimmer hereingeflutet war und ihr auf Rücken und Nacken geschienen hatte. Sie hatte darüber nachgedacht, was sich hinter der Unendlichkeit des Universums verbarg. Frisch aus der Schule hatte sie sich gefragt, welches Wissen ihr am wichtigsten war. Welches sollte sie wählen von all dem Wissen, das sie noch erwerben konnte, das sie entdecken konnte? In ihrem Kopf hatte es unendlich viele Möglichkeiten gegeben, wie sich ihr Leben abspielen könnte.

Die Papiersonne rückte langsam vor.

Sie erhob sich, um das Innenleben der Uhr mit all seinen Zahnrädern und Holzschichten hinter der Vorderscheibe besser mustern zu können. Sie war erstaunt darüber, dass die Uhr noch lief. Ihr Grossvater war der einzige gewesen, der das komplizierte Zusammenspiel der einzelnen Teile verstanden hatte, weil er die Uhr gemacht hatte. So weit sie sich erinnern konnte, war die Uhr seit ihrer Erbauung nie stillgestanden. Wieder schnurrte es aus dem Innern des Konstrukts, ein paar der hölzernen Zahnräder bewegten sich kaum merklich. Es wirkte auf sie wie ein schlafendes Tier, das tief schnaufte und immer weiter schlummerte, in einen ewigen Schlaf versunken.

Ihr Blick wanderte zur Pendeluhr weiter oben, neben der Tür. Gewichte aus Messing hingen von dem Uhrenkästchen hinunter. Das Zifferblatt zeigte halb fünf an, woraus sie schloss, dass diese Uhr stehengeblieben war. Das war kein Wunder, wahrscheinlich war es schon einige Zeit her, seit jemand sie jemand aufgezogen hatte. Sie nahm eines der Gewichte und zog daran, um die Uhr wieder zum Laufen zu bringen. Bald erklang neben dem Schnurren der Planetenuhr das Ticken der Pendeluhr daneben.

Ihre Schritte verklangen im Gang.

Anders als beim blauen Zimmer konnte sie sich hier im rosa Zimmer noch vage daran erinnern, wie es vor dreissig Jahren ausgesehen hatte. Zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder hatte sie das Porzellan Stück für Stück aus einem mächtigen Schrank genommen und in Kisten verpackt. Zum Teil landete das Zeug, das sie hier fanden, auch in der Mulde. Als sie sah, was alles fortgeworfen wurde, waren ihr Tränen in die Augen gestiegen. Ähnlich wie später, als sie mit dem IKRK in der Ukraine die Überbleibsel der zerstörten Häuser auseinandernahm und die darin verschütteten Möbel und Spielzeuge gleich mit in die Mulde warfen, weil sie so beschädigt waren.

Im rosa Zimmer hatte ihr Bruder einen Ring gefunden, mit einem kleinen roten Edelstein. Sie hatte ihn unglaublich beneidet und darum gebettelt, den Ring selbst haben zu dürfen. Aber er wollte ihr den Schmuck nicht geben und meinte, sie habe sowieso zu kleine Finger. Sie hatte den Ring erst wieder an der rechten Hand der Freundin ihres Bruders gesehen. Ein Jahr später waren die beiden verheiratet.

Nachdem ihre Grosseltern in das renovierte Haus eingezogen waren, war das rosa Zimmer zum Atelier ihrer Grossmutter geworden. Als sie über die Türschwelle ging, erkannte sie die zugedeckte Nähmaschine auf dem Tisch. Wie früher, als sie ihre Grossmutter besuchen ging, stand sie als erstes vor die Wand zu ihrer Rechten. Die rosa gestrichenen Holzbretter waren unterbrochen von einem senkrechten Streifen. Dort, zwischen den Hölzern, lugte eine braune Tapete, mit blauen Sternen bedruckt, hervor. Sie lächelte und streckte ihren Arm aus. Sie strich mit ihren Fingerspitzen über die Oberfläche. Folgte den weissen Linien, die die Sterne miteinander verbanden, so dass sich dazwischen Rhomben bildeten. Eine leise Stimme in ihrem Kopf ermahnte sie, diesen historischen Fund nicht anzufassen, damit er nicht beschädigt würde. Doch sie schüttelte den Gedanken ab. Geschichte sollte nicht nur gesehen werden, sie musste gefühlt werden! Als beim Umbau die Tapete hinter der alten Pavatexwand aufgetaucht war, war sie von dem fasziniert gewesen, was in Büchern oftmals als alt und hässlich beschrieben wurde. Sie hatte sich oft schon gewundert, wer hier tapeziert hatte. War es schon jemand aus ihrer Familie gewesen, oder doch noch jemand der Familie Bleuler?

Fest stand auf jeden Fall, dass für ein siebenjähriges Mädchen, das von weissen Wänden nicht besonders beeindruckt war, die Tapete dahinter wie aus einem Märchenbuch erschien. Ein Zimmer geziert von einem Nachthimmel wie aus „Die Sterntaler“. Diese Tapete durfte nicht herausgerissen werden, darauf hatte sie als kleines Mädchen bestanden. Der alte Architekt, der den Umbau geleitet hatte, hatte gelacht und

ihr versichert, dass der Tapete nichts geschehen würde, sie sei schliesslich ein Zeitzeuge.

Aus dem Augenwinkel fiel ihr eine Skulptur ins Auge, die von einer feinen Staubschicht bedeckt war. Es war ein Kunstwerk, das sie ihrer Grossmutter vor etwa zehn Jahren aus Kanada mitgebracht hatte. Es stellte eine Fischertochter aus einem Inuitmärchen dar, deren Hände zu Flossen geworden waren. Die rechte Hand der Skulptur war so angewinkelt, als ob sie sich am Rand eines Bootes festklammerte. Sie legte ihren Finger unter die runden Steinfinger. Sie dachte an das eiskalte Wasser, in dem die Figur in der Geschichte schwamm. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als ihr die blaue Haut von Monsieur Leblanc, der im Winter in den Fleuve Saint-Laurent gefallen war, durch den Kopf schoss. Er wurde in die Notaufnahme eingeliefert kurz nachdem sie nach Abschluss des Studiums im Spital zu arbeiten begonnen hatte.

Sie schluckte leer und liess sofort wieder von der Inuitskulptur ab. Es war Zeit, weiterzugehen, sie wollte nicht den ganzen Tag in diesem Haus verbringen. Sie war doch eigentlich zum Essen bei ihrem Bruder verabredet.

Der Eingang in den Schopf bestand aus einem alten Holzrahmen und einer Tür, die mehr einem Brett mit Schloss und Riegel ähnelte. Es war ihre Lieblingstür im Haus, weil sie sie an den Film „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ erinnerte. Sie hatte als Mädchen die meist offen stehende Türe immer zugemacht, um sie wieder aufzustossen und dahinter hervorzukommen, wie das Aschenbrödel es in einer Szene im Film tat. Mehrmals hatte sie die Türe zum Schopf auf und zu gemacht und war hinaus und wieder in den Raum getreten.

Jetzt wieder über das alte Holz zu streichen, erfüllte sie mit Erleichterung, dass es die Tür noch gab.

Sie erinnerte sich dunkel daran, wie der Schopf früher ausgesehen hatte. Vereinzelt Sonnenstrahlen hatten sich durch die Ritzen zwischen den Ziegeln des durchhängenden Dachs und der Holzwand hindurchgezängt. Lauter Plunder lag auf schiefen Ablagen an den Wänden und unter den Balken hing noch eine Wäscheleine, seit Jahren unbenutzt. Eine verstaubte Kommode stand inmitten des Raumes und darauf eine kaputte Pendule, die schiefe Klänge von sich gab, wenn man auf einem der losen Bodenbretter neben der Kommode wippte.



Als sie den Schopf ausgeräumt hatten, hatte sie gehofft, dass es daraus eine Scheune geben würde, mit Stroh auf dem

Boden und einer Schaukel, die vom Balkengewölbe unter dem Dach herunterhing. Sie träumte davon durch die Luft zu fliegen, wie Amy im Film „Fly away home“.

Den kleinen Ofen, der schon vor der Renovierung im Schopf gestanden war, hätte sie im Winter als Heizung gebraucht, sodass sie auch bei kaltem Wetter hier spielen könnte. Doch ihre Eltern hatten andere Pläne gehabt: Der Schopf wurde nicht in ein Kinderparadies verwandelt, in dem sie mit ihrem Bruder herumtollen konnte. Stattdessen liessen sie den Raum in ein grosszügiges Schlafzimmer mit eigenem Badezimmer umwandeln.

Sie ging um den grossen Schrank herum, der den Schopf in zwei Hälften teilte, und warf einen Blick in die Nische an der Wand. Auch ein Zeitzeuge, der noch erhalten geblieben war. Ihr Bruder hatte sich davor gefürchtet, besonders weil früher ein alter Vorhang über der Einsparung gehangen hatte. Er hatte versucht, ihr Angst einzujagen, indem er behauptete, dahinter sei ein Gespenst versteckt. Sie hatte dazu die Schultern gezuckt. Es war ihr nicht unwahrscheinlich erschienen, dass das Haus voller Geister war.

Kurz vor dem Umbau wurde der Vorhang schliesslich weggenommen und die Nische dahinter war leer. Heute dachte sie eher, dass einst eine Heiligenstatue dringestanden hatte, wie in den Heilighäuschen in italienischen Gärten.

Heute war der Raum dank eines horizontalen Fensterschlitzes im Dach um einiges lichter, so wie sie es sich als Kind auch für den Schopf mit der Schaukel vorgestellt hatte. So hell,

dass ihr Bruder sich nicht mehr vor dem Raum zu fürchten brauchte. Es war ein schöner Raum, um sich ein Schlafzimmer einzurichten. Es gab viel Platz für Bücherregale und einen bequemen Sessel vor dem kleinen Kamin. Viel Raum, um nachzudenken. Darüber, wie das Leben ihres Ex-Freundes in Toronto wohl war. Darüber, dass sie endlich wieder anfangen sollte, Yoga zu machen. Darüber, ob sie darauf bestehen sollte, Madame Lavoie noch mehr Untersuchungen zu unterziehen und ihr schwierige Behandlungen vorzuschlagen, die mit viel Schmerzen verbunden waren und dann doch nicht viel änderten, oder ob sie die alte Frau in Frieden lassen sollte. Darüber, ob sie Kanada doch verlassen sollte.

Sie seufzte und ging auf den Ausgang zu. Beim Verlassen des Raumes strich sie über die Aschenbrödel Tür. Ihr Freund hatte den Film nicht einmal gemocht.

Auf der Treppe ins zweite Obergeschoss blieb sie einen Moment lang stehen und sah in das rosa und das blaue Zimmer hinein. Es wären schön lichte Zimmer für Kinder. Vielleicht sollte doch ihr Bruder hierherziehen. Sie stieg weiter hoch, hinauf in die Winde.

Die Treppe damals war schmal und steil gewesen und anstelle einer Dachbodentüre war eine normale Zimmertür horizontal in den Boden eingebaut gewesen. Damit man sie besser aufstossen konnte, war an dieser Tür über eine Umlenkrolle ein Gegengewicht angebracht gewesen. Heute verlief die Treppe parallel zu derjenigen, die vom Erdgeschoss in den ersten Stock führte. Früher hatte sie nicht alleine hier hoch kommen dürfen, weil der Boden an einigen Stellen

löchrig war, und sie in das Stockwerk darunter hätte fallen können.

Heute war die Winde ein grosser Raum, in dessen Mitte die Treppe ankam. Auf der einen Seite der Treppe war eine Werkstatt und ein Webstuhl, auf der anderen eine Truhe mit Spielzeug und ein Puppenhaus. Sie setzte sich vor das Letztere und betrachtete das kleine Wohnzimmer mit dem runden Tisch und dem Sofa. Es sah ganz anders aus als ihre Wohnung in Kanada. Es gab keinen klaren Einrichtungsstil, dafür wirkte es gemütlicher, bunter. Früher hatte sie Stunden vor dem Puppenhaus verbracht, damals war ihr das Familienleben auch leichter gefallen. Sie hatte bestimmt auch keine Puppe gehabt, die nicht verstanden hatte, warum es manchmal nötig war, zu Gunsten der Gesundheit eines fremden Menschen auf einen romantischen Abend zu zweit zu verzichten. Sie klopfte mit ihrem Zeigefinger auf ihr Knie. Sie hob die Hände und rieb sich über das Gesicht. Dann schnellte sie auf und riss die Fenstertür zur Zinne auf.

Frische Luft strömte ihr entgegen. Die sanften Klänge des Windspiels hiessen sie willkommen. Sie schritt dem Schrägdach entlang an das Geländer und sah über die Ziegel hinweg, zwischen den Häusern des Kleindorfs hindurch auf den See. Wie ein Mosaik glitzerte die blaue Fläche im Sonnenlicht. Sie klammerte sich am Geländer fest und versuchte sich zu beruhigen. Die Glyzinien strichen ihr um die Beine. Es war, wie man es an einem Sonntag erwartete, ein ruhiger Vormittag. Ein einzelnes Auto fuhr auf der grossen Strasse oben vorbei. Sie hörte die Rufe von spielenden Kindern. Sah, wie jemand im Haus gegenüber den Fensterladen aufsties. Das Riegelhaus

auf der anderen Seite stand noch immer. Es sah alles ganz anders aus als in der Gegend, in der sie jetzt wohnte. Dort war ein Häuserblock an den nächsten gereiht, ähnlich wie in den wiederaufgebauten Stadtteilen Charkiws. Alle gleich, neu und einfach. Gebäude ohne Seelen.

Sie ging zum anderen Geländer, am Schornstein vorbei, und sah hinunter auf den Brunnen. Das Wasser plätscherte fröhlich vor sich hin, auf dem Brunnenrand und der Strasse daneben war es nass. Wahrscheinlich hatten ein paar Kinder mit dem Wasserstrahl gespielt, so wie sie es früher getan hatte. In der Eisenhalterung am Brunnen standen noch immer die Töpfe ihrer Grossmutter. Doch es hingen nur wenige verwelkte Blumen darin. Es hatte scheinbar niemand daran gedacht, sie weiter zu giessen und zu pflegen, nachdem ihre Grossmutter gestorben war. Wenn sie hier einziehen würde, dann müsste sie sich um die Blumen kümmern. Vielleicht würde sie endlich lernen, daran zu denken, sie zu giessen. Es würde sie dazu zwingen, mehr hinauszugehen, genau wie der Garten. Der war zwar nicht besonders gross, aber dafür dicht mit verschiedensten Blumenarten und Obstbäumen bepflanzt.

Ach, wo dachte sie überhaupt hin? Wie sollte sie neben ihrer Arbeit auch noch den Garten pflegen? Das Haus war sowieso viel zu gross für sie allein, und ihr gefiel es doch in Kanada. Sie hatte alles, das man sich wünschen konnte. Eine schöne Wohnung, eine Arbeit, Freunde. Nun gut, die meisten ihrer Freunde waren Arbeitskollegen. Aber trotz der sich ständig abwechselnden Schichten, kamen sie gelegentlich dazu, miteinander essen zu gehen. Ausserdem hatte es ja auch seine Gründe gehabt, weshalb sie nach Kanada gegangen war.

An Silvester vor noch nicht ganz zwanzig Jahren hatte sie sich erleichtert gefühlt, als die Kirchenglocken zwölfmal geschlagen hatten. Es schien ihr, als ob die Anspannung, die sich über die vorherigen Jahre aufgestaut und ihr den Rücken zusammengezogen hatte, sich löste mit dem Wissen, in nur wenigen Stunden in einem Flugzeug zu sitzen, das sie 5'987 Kilometer weit weg von all dem hier brachte. Um sie her flogen die Feuerwerke in den Himmel und zerbarsten. Ihr Vater öffnete den Champagner. Sie stiess an, nahm gute Wünsche der Verwandten für ihr Praktikum im Ausland entgegen. Vielleicht war es der Alkohol, vielleicht auch einfach der bald erfüllte Wunsch nach Freiheit, der sie vor Aufregung laut hinaus lachen liess.

Sie freute sich auf etwas Neues. Sie hatte nicht erwartet, schon damals ihren eigenen Weg ins Leben anzutreten. Nicht erwartet, in jener unbekanntem Stadt zu bleiben und ihr Studium anzufangen. Hatte nicht damit gerechnet, einen Mann kennenzulernen und für ihn dort zu bleiben. Hatte nicht vorgesehen, mit anderen Studenten für ein paar Wochen als Freiwillige dem IKRK beim Wiederaufbau der Ukraine nach dem Krieg zu helfen. Nun hatte sie sich in Montréal ein Leben aufgebaut, für ihren Ruf unter den Kollegen und Patienten hart gearbeitet. Überstunde um Überstunde, Notfalldienst um Notfalldienst hinter sich gebracht. Trotz der dunklen Augenringe sich daran erinnert, zu lächeln, freundlich zu sein. Sie hatte vielen Menschen helfen können. Sich deshalb jeden Tag darauf gefreut, in den Spital zu gehen und etwas bewirken zu können.

Nach der Arbeit hatte sie sich auch immer darüber gefreut, nach Hause zu kommen und sich etwas zu kochen und ein bisschen zu lesen, oder im Sommer auf einen Spaziergang im Quartier zu gehen. Ihr Französisch klang nicht mehr wie aus dem Schulbuch. Sie wusste jetzt, dass Weniges im Leben so war wie im Schulbuch. Gegen die Kraft der Natur konnte sie sich nicht immer auflehnen. Menschen waren keine Hausaufgaben, sie konnte noch so perfektionistisch alles doppelt und dreifach kontrollieren. Sie konnte noch so viele Stunden zusätzlich vor dem Bildschirm verbringen, um CTs und MRIs anzuschauen. Die Medizin ging nicht gegen die Natur, sie ging mit ihr und dem natürlichen Lauf des Lebens. Niemand konnte die Zeit anhalten. Es dauerte lange, bis sie das wirklich verstanden hatte, und erst wieder vor zwei Monaten hatte sie es nicht wahrhaben wollen, als Joëls Herz aufgehört hatte zu schlagen.

Noch weniger hatten es seine Eltern verstanden. Die ihr mit erwartungsvollen Blicken gegenübergestanden hatten und denen sie ihr Beileid aussprechen musste.

Ganz egal, wie viele sie gesund aus dem Spital entlassen konnte, die Patienten, an denen sie mit ihrer Medizin scheiterte, waren diejenigen, die ihr im Kopf blieben. Wie Geister begleiteten sie sie auf ihren Visiten, sie fühlte ihren kalten Atem, wenn sie ihr im Operationssaal über die Schulter schauten.

Ihr Freund hatte ihr einmal gesagt, dass sie auch gleich im Spital schlafen könne, damit sie ihn wenigstens nicht mit nach Hause bringe. Sie hatte zurückgefaucht, er könne auch gehen, wenn es ihm nicht passe. Es folgten noch viele Unterhaltungen dieser Art, bevor er sie verliess.

Nach der Trennung hatte sie sich überlegt, zurückzukommen, hatte in Erwägung gezogen, in der Schweiz zu arbeiten. Doch dann hatte sie sich gesagt, wegen ein bisschen Herzschmerz lohne es sich nicht, ihr ganzes Leben umzukrempeln.

Das Läuten der Kirchenglocken schreckte sie aus ihren Gedanken. Sie sah hinauf zum türkisen Kirchenspitz und dem blauen Zifferblatt. Es war schon viertel vor zwölf. Sie sollte hineingehen und noch schnell in die obere Winde, damit sie danach gehen könnte.

Die Treppe zur oberen Winde war jene, die ehemals vom Erdgeschoss ins Obergeschoss geführt hatte und hier wieder eingebaut worden war. Sie war steil und das dunkle Holz stand in Kontrast zum hellen Holzboden. Direkt nach dem Umbau war das hier ihr Lieblingsort gewesen. Sie mochte die alten Balken und Stützen, die inmitten des Raumes standen, so dass sie ihnen ausweichen musste. Der Raum war hell erleuchtet durch den vertikalen Fensterschlitz, der vom Giebel bis über den oberen Boden nach unten in die untere Winde reichte. Auf dieser Seite zog sich eine Ablage über die ganze Länge des Raumes, über die hinweg man in die untere Winde blicken konnte. Sie setzte sich darauf und schaute durch den Dachschriff hinaus auf den alten Dorfkern. Die roten und braunen Ziegel der Dächer, die bunten Blumen in den Gärten.

Als sie sieben Jahre alt war, hatte sie die obere Winde das erste Mal betreten dürfen. Vorher hatte sie nur einmal einen Blick hinaufwerfen können, als ihr Vater sie die unteren paar Stufen hinauf gehen lassen hatte. Der Zustand der oberen

Winde war nämlich noch um einiges schlechter gewesen als jener der unteren. An einigen Stellen waren nurmehr Querbalken übrig und an anderen waren die Holzbretter morsch.



Jetzt hier oben zu stehen, war genauso aufregend wie vor dreissig Jahren. Dasselbe Gefühl durchflutete sie, wie wenn sie vor einem Seerosenbild Monets stand und sich vorstellte, es bei sich zuhause an der Wand zu haben. Zugleich berauschte sie der Gedanke, direkt unter dem Giebelbalken eines Hauses zu stehen, das so viele Epochen überdachte. Jede Schicht Boden, jeder Balken unter ihr trug diese Epochen, stützte sie, hielt die Geschichte in einem delikaten Gefüge zusammen.

Sie hüpfte von der Ablage hinunter, als wäre sie wieder sieben Jahre alt. Sie strich mit der Hand über die Holzfläche und dachte daran, wie praktisch sie als riesiger Schreibtisch wäre. Als Jugendliche hatte sie sich vorgestellt, hier das Schlafzimmer zu haben, doch jetzt würde sie das lieber im Schopf einrichten.

Moment, nein, sie wollte nicht aus Montréal fortziehen. Sie hatte doch dort ihre Wohnung und ihre Arbeit. Jasmin brauchte sie, und auch Madame Lavoie wollte doch wissen, was mit ihr geschehen sollte. Sie ging zwischen den Balken hindurch und stand vor die beiden kleinen dreieckigen Fenster, die wie Augen über den alten Dorfkern wachten.

Innerlich verabschiedete sie sich von dem Anblick. Wenigstens für ein Jahr, vielleicht sogar mehrere, wenn ihr Bruder bald einen Mieter fand. Sie drehte sich um und schlängelte sich wieder durch die Stützen in der Mitte des Raumes, ging die Treppe hinunter und duckte sich ein wenig, um dem einen Balken auszuweichen, der über der Treppe etwas tief hing.

Sie ging zur nächsten Treppe, am Puppenhaus vorbei. Was damit wohl geschehen würde, wenn eine Familie hier einzog? Vielleicht würden es ihre Nichten und ihr Neffe bekommen, wobei die schon ihr eigenes Puppenhaus hatten. Sie eilte die Treppe in das erste Obergeschoss hinunter, warf der Aschenbrödeltür einen letzten Blick zu, erhaschte einen Schimmer Rosa und einen Schimmer Blau. Strich mit ihren Fingern flüchtig über die bronze-silberne Wand und ging die nächste Treppe hinunter.

Sie sah kurz durch das Fenster ins Esszimmer und wollte über den Treppenabgang in die Garderobe, doch sie hielt inne. Sie stand inmitten des Durchgangs der wohl als Haupteingang gedient hatte, bevor der Schopf angebaut worden war. Sie drehte sich zur Seite und legte ihre Hände auf die breite Laibung, die drei Wandschichten an einem Ort vereinte. Eine Mauer aus grob gehauenen Steinblöcken, eine schmale Backsteinschicht und eine Schicht, von der sie nur einen alten Holzbalken sah. Sie lehnte sich mit der Stirn gegen die Laibung und hörte die Stimme des alten Architekten: „Hier vermischt sich deine DNA mit jener Karls des Kühnen.“

Sie liess von der Laibung ab, eines Tages würde sich ihre DNA schon wieder mit jener des Burgunderherzogs vermischen. Sie ging die Stufen in den Eingangsbereich hinab, schlüpfte aus den Pantoffeln und schob sie unter die Schuhbank. Dann zog sie ihre Schuhe an und öffnete die Tür, um sie kurz danach hinter sich zu schliessen und das Schloss mit dem Schlüssel zuzudrehen. Sie ging über die Sägegasse auf den Garten zu und blieb davor stehen. Die Weinblätter des UFOs wippten im Wind, dazwischen wand sich eine Kiwipflanze, die sie vom blauen Zimmer aus nicht gesehen hatte, um das Rankgerüst. Daneben wuchsen Margeriten und eine violette Iris. Sie ging dem Zaun entlang und blieb vor der „Oparose“ stehen. Sie roch daran und wünschte sich nicht zum ersten Mal, dass sie deren Duft in einem Marmeladenglas einfangen und mit nach Kanada nehmen könnte. Sie hoffte, jemand würde sich um die „Oparose“ kümmern. Sie sollte auf jeden Fall ihren Bruder daran erinnern. Sie drehte sich wieder

zurück und ging entlang der traubenüberwachsenen Hauswand die Sägegasse hinauf. Zwischen den Blättern sah sie den bläulich-grauen Anstrich der Flügeltür in den Südkeller aufblitzen. Aus dem Dohlendeckel hörte sie das Plätschern des Sägebachs, der unterirdisch zum See floss.

Sie schaute auf ihr Handy. Es waren noch drei Minuten bis es Zwölf Uhr schlagen würde, sie würde doch zu spät kommen. Sie ging um die Ecke des Hauses, auf die Strasse, an der der Brunnen stand. Sie liess ihren Blick über die weisse Hauswand und weiter oben über die mit dem Regen dunkler gewordene Holzverkleidung des Schopfs gleiten. Auf einmal nahm sie eine Bewegung in ihrem Augenwinkel wahr. Sie erschrak und sah in das bodenebene Fenster, hinter dem sie glaubte, jemanden gesehen zu haben. Erleichtert atmete sie aus, als sie realisierte, dass es nur ihr Spiegelbild gewesen war. Sie blieb auf der Strasse stehen und betrachtete sich im Fenster, das einst der Hauseingang gewesen war. Vor dem Fenster war eine Eisenskulptur angebracht. Sie hatte die stilisierte Gestalt eines Menschen, der sehr einfach gehalten aus drei Stäben bestand, die aus dem Boden kamen. Der Mittlere endete oben in einem Kreis, die beiden Äusseren bildeten die Arme, die sich, ebenfalls rund, neben dem Kreis wie zum Jubel in die Luft erhoben.

Sie lehnte sich vor und drückte auf den runden Knopf am linken Rand des Fensters. Die Klingel läutete nicht. Sie war wie jedesmal ein bisschen davon enttäuscht. Sie sann darüber nach, wie jetzt doch alles so anders war als früher. Dann kam ihr in den Sinn, wie sehr sie die obere Winde liebte, und dass sie sie nie hätte betreten können, wäre das Haus nicht renoviert

worden. Sie dachte an die Zinne und daran, wie sie ohne sie den See vom Haus aus nie hätte sehen können und ihr der Anblick über die Dächer und Gärten des Kleindorfs verwehrt geblieben wäre. Der Schopf war nicht nach ihren kindlichen Wünschen umgebaut worden, aber es war doch vieles geblieben: Der kleine Ofen, die Nische, die Balken und auch das Äussere, mit den schönen alten Holzlatten. Sie dachte an die Tapete im rosaroten Zimmer, die sie nie zu Gesicht bekommen hätte, wenn sie es nicht leergeräumt und zugelassen hätte, dass die Wände heruntergenommen würden. Die Deckenlampe im bronze-silbernen Zimmer kam ihr in den Sinn, die kleine Blume aus Glas, die, obwohl das Zimmer nun endlich wieder bewohnbar war, erhalten geblieben war. Sie dachte an den kleinen runden Tisch mit dem Schachbrett. Doch, eines Tages würde sie darauf spielen.

Ihr Herz machte einen Sprung, als sie sich überlegte, dass ohne diese vielen Veränderungen die Wand im Wohnzimmer nie genauer betrachtet worden wäre, der Dudelsackbläser nie entdeckt. Ihr fiel das Kinderkleidchen ein, das jemand als Isolation in die Wand gestopft hatte. Und die Bodenschichten im Wohnzimmer, eine Epoche über die andere gelegt, ein Leben über dem vorherigen.

Wer musste den Brand miterleben, der seine Spuren auf der Bollensteinmauer hinterlassen hatte? Wer hatte alles den Türrahmen, der so alt war, dass er schon zu der Zeit existiert hatte, in der Karl der Kühne sein Unwesen trieb, schon angefasst? Mit wessen DNA hatte sich ihre DNA schon vermischt?

Unzählige Geheimnisse lauerten in diesem Haus auf sie, wie Geister, die darauf warteten, ihre Geschichte erzählen zu

dürfen, und sie erkannte jetzt, dass sie diejenige war, die ihnen zuhören würde. Nicht ihr Bruder, nicht irgendwelche fremde Mieter.

Ihr Blick wanderte wieder zur Eisenskulptur. Das Spiegelbild ihres Kopfes war inmitten des eisernen Kreises. Sie fühlte ihre Mundwinkel zucken, als sie den Schlüssel aus ihrer Manteltasche zog und sich das Band um den Hals legte. Sie betrachtete sich in der Spiegelung und hob die Arme im Jubel.



Glossar

Rose aus der Asche

Alder, Blüwler, Müller, Toman – im 15. Jh bekannte Zolliker Familiennamen

Buckelkrämer – Hausierer

Chleidorf (Kleindorf), Chirchhof (Kirchhof), Oberdorf, Stad (Gstad) – alte Zolliker Dorfkerne, auch Wachten genannt

Griffensee – Greifensee

Hägni – Flurname, Rebberg

Heimetli – ein kleines Bauerngut

Kilche – Kirche

Kilchengasse – je nach Zeit und Karte Kirchgasse, Chileweg.

Streckenweise nicht mehr existent

Kriegsmann – Soldat

Meilland Meilen

Mur – Maur

Pfaffe – Pfarrer

Pfaffenhüsli – Pfarrhaus

Säublume – Löwenzahn

Schuälischläufe – ein Spiel, das zum Wümmetfest gespielt wurde

Schüsseli – Schüsselchen

Stift zum Grossen Münster – Grossmünsterstift

Tanse – ein Gefäss für Trauben, das auf dem Rücken getragen wird

Tarockkarten – Kartenspiel, das um 1425 in der Poebene entstand

Tollen – ein Hof am Seeufer in Zollikon

Trotte – Traubenpresse
Trüchtenhusen Trichtenhausen
Wacht – Dorfkern. Zur Zeit des alten Zürichkrieges waren in
Zollikon vier Wachten bekannt
wümmen – Trauben ernten
Wümmet – Traubenernte
Zaineriite – ein Spiel, das zum Wümmetfest gespielt wurde

L'ultima Chiacchierata

l'ultima chiacchierata – der letzte Schwatz
giornale – Zeitung
dove l'ho messo? – Wo habe ich's hingelegt?
ma perché l'ho... – Aber warum habe ich's...
e i biscotti...? – und die Kekse...?
sbattela sempre! – sie schlägt sie immer zu!
sièditi! – Setz dich!
pasticceria – Konditorei
il ginocchio – Das Knie
zio – Onkel
Cinquecenti – Fiat 500
sai, il topolino – Du weisst, der Topolino («Mäuschen»,
Spitzname für den Fiat 500)
Come sta la piccola Valeria? – Wie geht es der kleinen
Valeria?
Valeria, per te – Valeria, für dich
Perché chiedete così tanto, Voi siete un medico e tutto gli fa
male, quindi fate qualcosa! – Warum fragen Sie so viel, Sie
sind ein Arzt und ihm tut alles weh, also tun Sie etwas!

Lago di Como – Comersee

Lago di Zurigo – Zürichsee

Acquaseria – Ortschaft am Comersee

Per favore, signora, aiutatemi! Tutto fa male! – Bitte, meine
Dame, helfen Sie mir! Alles tut weh!

Nella casa c'è una scala ripida. – Im Haus hat es eine steile
Treppe.

Tutti truffatori – Alles Schwindler

Tutti, anche il prete, truffatori – Alle, sogar der Priester,
Schwindler

Anche Dio è sempre contro di me – Auch Gott ist immer
gegen mich

Rimani con me! – Bleib bei mir!

Non mi vuole più. – Er/sie/es will mich nicht mehr.

Domaso – Ortschaft am Comersee

verschuggele – abgeben

Abbildungsverzeichnis

Rose aus der Asche

S. 16 *Brandschatzung von Zollikon*: Bendicht Tschachtlan (14201493) – Bilderchronik 1470/71

S. 20 *Bollensteinmauer mit Brandspuren in unserem Winzerhaus*: aus dem Familienalbum 2023

S. 60 *Gotische Decke mit typischen Verzierungen in unserem Winzerhaus*, aus dem Familienalbum 2023

S. 66 *Die Kriegsflösse der Zürcher*: aus der Chronik Gerold Edlibachs 1485-1532, S. 144

S. 97 *Die Rose im Garten unseres Winzerhauses*: aus dem Familienalbum 2023

L'Ultima Chiacchierata

S. 104 *Bau der Goldhaldenstrasse, Sägegasse 1926/28*: Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung

S. 117 *Kleindorf, Zollikon*: Postkarte vor 1933

S. 117 *„Emil und Rosa“ vor ihrem Topolino*: Meine Urgrosseltern, aus dem Familienalbum

Chlidörfli

S. 118 *Kleindorf, Zollikon*: aus dem Familienalbum 2013

S. 133 *Der Schopf*: aus dem Familienalbum 2012

S. 141 *Die obere Winde*: aus dem Familienalbum 2023

S. 147 *Ehemaliger Hauseingang*: aus dem Familienalbum 2013

Inhaltsverzeichnis

Rose aus der Asche	S. 7
L'ultima Chiacchierata	S. 99
Chlidörfli	S. 119
Glossar	S. 148
Abbildungsverzeichnis	S. 151
Inhaltsverzeichnis	S. 153

